



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

29. JAHRGANG 2 2000





Gärten im südlichen Stadtgraben von Niedernhall (Hohenlohekreis). Die Grabengärten sind Bestandteil der seit 1983 als Gesamtanlage gem. § 19 DSchG geschützten Altstadt Niedernhall.

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt
des Landesdenkmalamtes
Baden-Württemberg

2 / 2000 29. Jahrgang

Herausgeber: Landesdenkmalamt
Baden-Württemberg,
Mörikestraße 12, 70178 Stuttgart
Verantwortlich im Sinne des Presse-
rechts: Präsident Prof. Dr. Dieter Planck
Schriftleitung: Dr. S. Leutheußer-Holz
Stellvertreter: Dr. Christoph Unz
Redaktionsausschuss: Dr. H. G. Brand,
Dr. J. Breuer, Prof. Dr. W. Stopfel,
Dr. P. Wichmann, Dr. J. Wilhelm
Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner,
Stuttgart
Gestaltung und Herstellung:
Hans-Jürgen Trinkner, Stuttgart
Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft,
Nicolaus-Otto-Straße 14,
89079 Ulm-Donautal
Postverlagsort: 70178 Stuttgart
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Auflage: 20 000
Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei
gebleichtem Papier
Nachdruck nur mit schriftlicher
Genehmigung des Landesdenkmal-
amtes. Quellenangaben und die Über-
lassung von zwei Belegexemplaren
an die Schriftleitung sind erforderlich.
Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Außenstelle Stuttgart, Baden-Württem-
bergische Bank Stuttgart,
Konto 10 54 633 100 (BLZ 600 200 30).
Verwendungszweck:
Spende LDA, Kz. 98300 3100 1005.

Bei allen Fragen des Bezugs, z. B.
bei Adressenänderung, wenden Sie sich
bitte direkt an Frau Glass-Werner
(Tel. 07 11/16 94-549, vormittags).

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage
der Denkmalstiftung Baden-
Württemberg bei. Sie ist kosten-
los bei der Geschäftsstelle
der Denkmalstiftung Baden-
Württemberg, Charlottenplatz 17,
70173 Stuttgart, erhältlich.

Inhalt

- 81 Editorial
Dieter Planck
- 82 Der Teufelsstein von St. Ulrich
bei Freiburg
– eine Hinterlassenschaft des früheren
Bergbaus?
Hansjosef Maus
- 88 Taufstein – Brunnenschale –
Erzmühle ?
Eine kunsthistorische Nachbemer-
kung
Wolfgang E. Stopfel
- 91 Kristallträume eines Juwelen-
fabrikanten
Zur Restaurierung der expressio-
nistischen Innenräume der Villa Ballin
in Pforzheim
Christoph Timm
- 96 Stadtbefestigung als hinderliche
Vergangenheit?
Städtebaulich-planerische
Tendenzen in kleineren Städten
des 19. Jahrhunderts
Volkmar Eidloth
- 109 „Die Unanständigkeit des Badens
im See verbreitet sich“
Badehäuschen –
kulturgeschichtliche Zeugnisse
Petra Wichmann
- 114 Ist die Weberei der Firma Otto
in Wendlingen noch zu retten?
Gertrud Clostermann / Barbara Baum
- 116 „ITER DE[RECTVM AB ARGE]NTO-
RATE IN R [AETIAM]“
Die flavischen Kastelle Rammers-
weier und Zunsweier an der römi-
schen Kinzigalstraße bei Offenburg
Manuel Yupanqui Werner
- 124 Kulturdenkmale und Gegenwarts-
kunst in Singen
Manfred Sailer
- 127 Blickpunkt Denkmalpflege
Das Landesdenkmalamt Baden-Würt-
temberg auf der Landesgartenschau
Singen 2000

Denkmalporträts:
- 130 Ein Südtiroler Haus im Nord-
schwarzwald
Calw, Bischofstraße 52
- 131 Quo vadis?
Ein altes Ortsschild
mit Wegweisern in Ohnhülben
bei Riedlingen (Kr. Biberach)
- 132 Aufmarsch der Toten
Der Ehrenfriedhof auf dem
Heidelberger Ameisenbuckel
- 133 Personalien
- 133 Neuerscheinung
- 135 Tagungsbericht
- 136 Ausstellung

Editorial

Dieter Planck

Erstmals ist das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg auf einer Landesgartenschau, die dieses Jahr in Singen/Hohentwiel stattfindet, für die gesamte Dauer der Gartenschau von April bis Oktober mit einem eigenen Ausstellungszelt präsent. In den 80er Jahren war das Amt auf den Gartenschauen in Schwäbisch Hall, Baden-Baden und Bietigheim-Bissingen mit eigenen Ausstellungen jeweils nur über einen kürzeren Zeitraum vertreten. Auf dem Gelände der Landesgartenschau Singen wurde in den 90er Jahren bei Sondagen eine Siedlung der mittleren Jungsteinzeit (5. Jahrtausend v. Chr.) entdeckt, deren Schichtenabfolge und Abfallstraten in den untersten Bereichen sogar teilweise „Feuchtbodenerhaltung“ aufweisen und so ein hervorragendes „archäologisches und botanisches Archiv“ bilden. In diesem für die Besucherinnen und Besucher leicht zugänglichen Bereich der Gartenschau hat das Landesdenkmalamt sein großes „Aktionszelt“ aufgeschlagen.

„Blickpunkt Denkmalpflege“ ist der Schwerpunkt der diesjährigen Öffentlichkeitsarbeit des Landesdenkmalamtes, das in seiner Teilnahme an der Landesgartenschau in Singen eine hervorragende Gelegenheit sieht, einem großen Publikum praxisnah Aufgaben, Ziele und Arbeitsmethoden der Denkmalpflege in Baden-Württemberg nahe zu bringen.

Unter dem Motto „Blickpunkt Denkmalpflege“ informiert das Amt über Denkmalschutz und Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Ausgehend von der Frage „Was ist ein Kulturdenkmal“ stellt das Landesdenkmalamt in einer umfangreichen Präsentation seine verschiedenen Fachbereiche vor, unterstützt durch eine über einen Großbildschirm laufende Audiovision.

Viele der Beispiele, anhand derer die Arbeitsweise des Amtes gezeigt wird, stammen aus dem Hegau und dem Bodenseeraum, sodass die Besucher gleichzeitig einen Eindruck von dieser an Kulturdenkmälern reichen Region erhalten können. Während der ganzen Landesgartenschau finden hier fast täglich Vorfürhungen und Workshops statt, auf denen die Arbeitsmethoden und Ziele der Archäologischen Denkmalpflege und der Bau- und Kunstdenkmalpflege dargestellt werden. Restauratoren und Fachwissenschaftler des Amtes, Handwerker, Restauratoren und experimentelle Archäologen vermitteln den Besuchern Aufgaben und Ziele der Denkmalpflege. So

kann man hier dem Keramik- oder Metallrestaurator über die Schulter bei seiner diffizilen Arbeit zusehen, Naturwissenschaftler berichten von ihren Untersuchungen, z. B. an Menschen- und Tierknochen; Holzrestauratoren und Handwerker demonstrieren die Instandsetzung eines Fensters oder eines Gebälkes, Steinmetze zeigen die Reparatur von Maßwerk – das hier Demonstrierte wird unterstützt durch eine zusätzlich gezeigte Audiovision und durch das hervorragend nachgebaute Modell des riesigen Dachstockes der Salemer Klosterkirche. Jung und Alt sind zu den Vorfürhungen der Experimentalarchäologen eingeladen: z. B. zum Schlagen von Feuersteingeräten, zum Töpfern oder zum Gießen von Metallgeräten. (Das umfangreiche Veranstaltungsprogramm für die Monate Juni bis Oktober 2000 ist hier auf Seite 127–129 abgedruckt).

Im Grabungsbereich des Aktionszeltes kann der Besucher eine laufende archäologische Ausgrabung „zu seinen Füßen“ mitverfolgen. Zu sehen sind alle Phasen einer archäologischen Untersuchung: der Abbau der jungsteinzeitlichen Schichtpakete, die Schlämmung und Untersuchung des abgegrabenen Materials auf vorgeschichtliche Funde und tierisches und pflanzliches Material. Schautafeln informieren über die Ausgrabung und deren Methoden. Täglich werden hier Führungen angeboten, welche über den Grabungsverlauf orientieren. Speziell für Schülergruppen sind eigene Aktionen und Führungen geplant.

Einen weiteren Schwerpunkt der Öffentlichkeitsarbeit des Amtes bildet im Herbst am Sonntag, dem 10. September 2000, der europaweit begangene „Tag des offenen Denkmals“ 2000. Die Eröffnungsveranstaltung findet statt auf Schloss Bartenstein, Stadt Schrozberg, im Landkreis Schwäbisch Hall. Das Landesdenkmalamt wird zu diesem Anlass wieder eine Broschüre über die im ganzen Land durchgeführten Aktionen herausgeben. Alle beteiligten Privatpersonen, Vereine und Institutionen möchte ich heute herzlich bitten, dem Referat Öffentlichkeitsarbeit des Landesdenkmalamtes und der Deutschen Stiftung Denkmalschutz in Bonn ihre Unterlagen möglichst rasch zukommen zu lassen (die Anmeldefrist endete eigentlich am 31. Mai 2000!), damit das Programm für das Land Baden-Württemberg und die ganze Bundesrepublik rechtzeitig erstellt werden kann.



Der Teufelsstein von St. Ulrich bei Freiburg – eine Hinterlassenschaft des früheren Bergbaus?

Im Hof vor der Kirche des ehemaligen Benediktinerpriorats St. Ulrich, Gemeinde Bollschweil, Breisgau-Hochschwarzwald-Kreis, ist seit 1968 der tonnenschwere „Teufelsstein“ aufgestellt, dessen Außenwand in drei Zierstreifen aufgeteilt ist: zwei schmälere – oben mit Palmetten, unten mit Fabeltieren – rahmen einen Figurenfries. Nach ihrem Stil werden diese Friese allgemein in das 12. Jahrhundert datiert. Über Herkunft und ursprüngliche Funktion des „Teufelsteines“ gibt es zahlreiche Vermutungen. Die genaue Untersuchung der Steinoberfläche brachte den Autor zu einem überraschenden Lösungsvorschlag, an den sich eine kunsthistorische Nachbemerkung von W. Stopfel anschließt.

Hansjosef Maus

Nur wenige Kilometer südlich von Freiburg tritt nahe Bollschweil das Tal der Möhlin aus dem Schwarzwald. Am Ende dieses Tales, wo sich die Wässer zahlreicher Quellen zwischen Hohbühl, Kaltwasser und Gießhübel an der Westseite des Schauinslandes zur Möhlin zusammenfinden, liegt St. Ulrich, ein kleines Schwarzwalddörfchen, geprägt durch Wald- und Weidewirtschaft.

Früher Bergbau

Das heute eher abgeschiedene Tal mit seinen steilen Hängen und scharfen Kehren hat aber schon andere Zeiten gesehen. Vor vielen Jahrhunderten, vielleicht schon zur Zeit der Kelten oder Römer waren hier Bergleute damit beschäftigt, wertvolle Bodenschätze aus der dunklen Tiefe ans Tageslicht zu fördern. Die Intensivierung des Bergbaus im späten Mittelalter hinterließ noch heute sichtbare Spuren in Form von Halden und tiefen Verhauen. Die zum Schutz der geförderten Erzmengen inmitten des Erzreviers errichtete Birchiburg (erstmalig 1347 erwähnt) wurde 1379 zerstört, eine erneute Verleihung der Bergrechte datiert aus dem Jahr 1391. Die Erschöpfung der Lagerstätten führte dann aber wohl gegen Ende des 15. Jahrhunderts zum Erlöschen des Bergbaus (u.a. Metz 1957, Schlageter 1997).

Ziel der bergmännischen Arbeiten waren zahlreiche Erzgänge, in denen Minerale mit nutzbaren Metallgehalten vorkamen: Fahlerz, Rotgültigerz, Bleiglanz, Kupferkies, Zinkblende, Arsenkies und Pyrit. Die beiden ersten Minerale sind Silberminerale, doch enthält auch der Bleiglanz neben dem Blei noch Silber in beachtlicher Menge, und der Kupferkies war ein gesuchtes Kupfererz. Für die

damalige Zeit waren daher aus den Gängen Blei, Kupfer und Silber als wertvolle Metalle zu gewinnen, doch kostete dies nicht nur die schwierige Arbeit des bergmännischen Abbaus, das geförderte Roherz musste vor dem Schmelzen auch noch aufbereitet werden (Goldenberg 1996).

Das Kloster St. Ulrich

In einer ganzen Reihe von Bergbaugebieten des Schwarzwaldes liegen Klöster, so auch in St. Ulrich, das seinen Namen nach dem Klostergründer Ulrich trägt, einem Benediktinermönch, auch Ulrich von Cluny genannt. Er gründete 1087 an der Stelle, wo schon im Jahr 868 von St. Gallen aus eine Klostergründung erfolgt war, ein neues Priorat (Ott 1970).

Die vorliegenden Betrachtungen widmen sich dem „Taufstein“, der seit 1968 im Hof des ehemaligen Priorats – seit 1806 Pfarrkirche des Dorfes – aufgestellt ist (Abb. 1). Außer dem Namen „Taufstein“ trägt die Schale auch die Bezeichnung „Teufelsstein“, z.B. in der amtlichen Gemarkungskarte „St. Ulrich“, Maßstab 1:10000, aus dem Jahr 1884.

Der Teufelsstein

Der Stein ist allein schon wegen seiner Größe ein außergewöhnliches Objekt. Man könnte ihn als zylindrische Scheibe beschreiben, die eine runde Aushöhlung zur Schale macht. Der Außendurchmesser beträgt 2,59 m, die Höhe 75 cm. Die Dicke der Schalenwandung beträgt am Oberrand 14–15 cm, die Tiefe der Schale 52–53 cm, d.h. dass der Boden noch etwa 22 cm dick ist. In der

Mitte des Bodens befindet sich ein quadratisches Loch mit einer Kantenlänge von 30 cm, umgeben von einer ebenen Fläche von 85 cm Durchmesser. Von dieser Fläche aus senkt sich der Schalenboden erst um einige Zentimeter ab, um dann in fast kreisförmig gerundetem Bogen zum Schalenrand aufzusteigen. Am Grund dieser Bodenabsenkung befinden sich zwei Löcher, in Bezug auf das Schalenzentrum einander fast gegenüberliegend, das eine ist rund mit einem Durchmesser von 6 cm, das andere deutlich größer und elliptisch (12 x 18 cm; Abb. 2). Nach überschlägiger Berechnung dürfte das Gewicht des Steins heute bei etwa 6,5 Tonnen liegen.

Um diesen Stein ranken sich mehrere Sagen, auch war er schon das Objekt verschiedener wissenschaftlicher Untersuchungen, als deren Ergebnis festgestellt wurde, dass der Stein

1. nicht aus unserer Gegend stammt (schon bei NN 1756);
2. die unterste Schale eines dreistufigen Brunnens darstellt (Heck 1994);
3. ein Gewicht von acht Tonnen hat (Heck 1994);
4. möglicherweise ein Geschenk des Mutterklosters Cluny an das neue Priorat im Möhlintal war (z.B. Kraus/Wingenroth 1904).

Der Volksmund kennt dagegen anstelle der nüchternen wissenschaftlichen Fakten verschiedene Sagen. Hier sei zur Erinnerung die Version nach Baader (1851) wiedergegeben: „Der heilige Ulrich hatte sein kleines Kloster im Möhlingrunde ausgebaut und wünschte nun noch einen steinernen Trog zu dem Brunnen. In dem Grunde selbst konnte er keinen tauglichen Stein auffinden, und anderswoher, wegen der Enge des Thalwegs, keinen kommen lassen. Da schlief er eines

Abends im Freien ein und erblickte im Traum auf dem Meeresgrund einen runden Sandsteinblock, der zu einer Brunnenschale wie gemacht schien. Als er erwachte, war es Morgen, es kam ein Jäger, sprach mit ihm und erbot sich, nachdem er des Heiligen Traum und sein Verlangen nach dem Steinblock erfahren, diesen noch vor Abend herbeizuschaffen, wenn Ulrich ihm dafür seine Seele verschriebe. Da wußte der letztere, mit wem er es zu thun habe und sagte: „Um neun Uhr will ich die Messe lesen und, wenn du den Stein vor der Wandlung zum Kloster schaffst, nach meinem Tode dein eigen sein; bringst du ihn aber erst nach der Wandlung, so gehört er mir, und ich nicht dir“. Mit diesem Vorschlag war der Teufel zufrieden und eilte von dannen. Zur festgesetzten Zeit las der Heilige die Messe, worin er Gott um Beistand gegen den Bösen bat. Unterdessen schwebte dieser mit dem Block auf dem Kopfe heran; aber in der Ferne tönte ihm schon das erste Läuten zur Wandlung entgegen, und bei seiner Ankunft auf dem Berg Geiersnest erklang das zweite. Da warf er voll Grimm den Stein in das Thal hinab und fuhr brüllend davon. Mit Freuden sah Ulrich, als er aus der Kirche kam, den Block beim Kloster liegen und ließ aus ihm von seinen Mönchen das kunstreiche Becken mit den Heiligenbildern machen...“

Bei dieser „sagenhaften“ Erklärung für die Existenz des Steins sind folgende Punkte festzuhalten:

1. Das Tal ist zu eng für den Transport eines solch großen und schweren Steins.
2. Der Teufel bringt den Stein.
3. Der Transport erfolgt über das Geiersnest.
4. Die Bearbeitung des Steinblocks fand erst vor Ort statt.



1 Der „Teufelsstein“ im Hof der Kirche von St. Ulrich.

Der Teufelsstein – ein Mahlstein?

Aus heutiger Sicht sind wohl beide Versionen, die wissenschaftliche wie die sagenhafte, einigermaßen unbefriedigend. Eine Erklärung aller phantastischen Behauptungen und offenen Fragen ergibt sich aber bei der Vorstellung, dass es sich bei dem Teufelsstein um eine Mahlschale der bergbaulichen Aufbereitung handelt, die nach kurzem Gebrauch außer Dienst gestellt und später zu einer Brunnschale umgearbeitet wurde. Zur Untermauerung dieser Behauptung dienen folgende Argumente:

1. Der Volksglaube hat Recht in der Annahme, dass der Teufel, oder besser gesagt die Teufel, den Stein gebracht haben, wurden doch in früheren Zeiten die Bergleute wegen ihrer geheimnisvollen Tätigkeit unter Tage als Teufel bezeichnet. Diese Bezeichnung hat sich in den Namen Teufelsgrund, Teufelloch und ähnlichen für ehemalige Bergwerke bis auf den heutigen Tag erhalten. Und diese „Teufel“ waren durchaus in der Lage,

eine derart schwere Last zu transportieren, zumal es bei ihnen ja nicht um eine nutzlose Verzierung ging, sondern um ein nutzbringendes Maschinenteil.

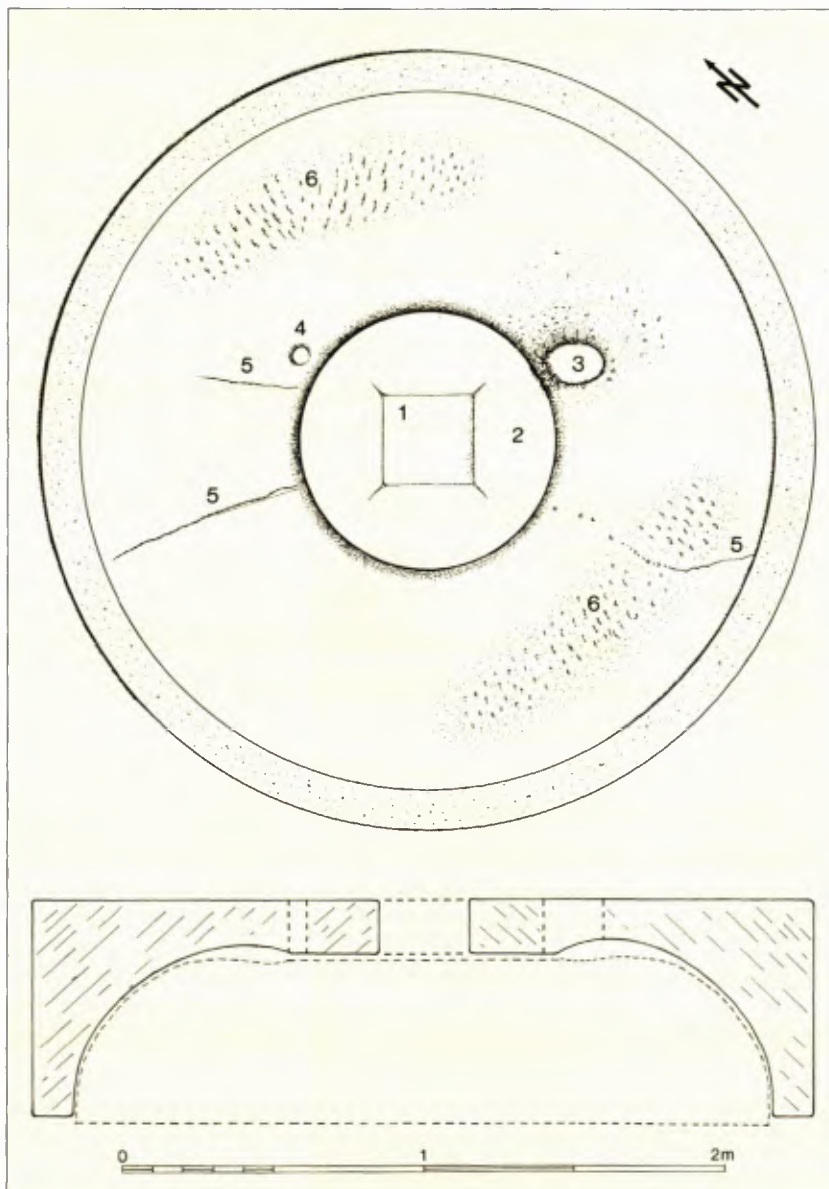
2. Bei angenommenen Rohmaßen von etwa $2,65 \times 2,65 \times 0,8$ m und einem spez. Gewicht von etwa 2,6 wog der unbehauene Stein etwa 14 Tonnen. Insofern ist es richtig, dass das Möhlintal für den Transport eines so schweren Steins keine Möglichkeit bot, zumal wenn man berücksichtigt, dass das Tal unterhalb der Gütlemühle, also im Bereich der bergbaulichen Aktivitäten, durch einen Staudamm abgesperrt war (Goldenberg 1996, 90), weiter talauf führende Straßen also eher am Hang verlaufende schmale Pfade gewesen sein werden.

3. Richtig ist daher, dass der Transport über das Geiersnest ging, allerdings wohl weniger durch die Luft als vielmehr auf Gleitschienen und Rollen oder bei gefrorenem Boden mit Eis und Schnee auf Kufen.

4. Unrichtig ist, dass der Stein in unserer Gegend nicht vorkäme. Diese Behauptung wurde von allen späteren Autoren kritiklos den Ausführungen eines namentlich nicht genannten Priesters von St. Peter aus dem Jahr 1756 übernommen, der in seinem Buch über „Leben und Wunderthaten des hl. Ulrich ...“ schreibt: „Wie aber dieser ungeheuer grosse Stein nach St. Ulrich gekommen seye, wird vieles von gemeinen Leuten erzehlet welches ich zwar aus Abgang bewährter schriftlicher Urkunden nit glaube; kann jedoch nit begreifen, auf was Art derselbe in dieses enge Thal habe können gebracht werden; dann in selbiger Gegend gibt es gar keine Hau- oder Sand-Stein. Will also anderen hiervon zu urtheilen überlassen“ (zit. nach H. H. 1873).

Beispielhaft für die geringe Bedeutung, die der geologischen Situation bezüglich der Herkunft des Steins von früheren Bearbeitern beigemessen wurde, sei die Ansicht von Kraus/Wingenroth (1904) angeführt: „Der Umstand, dass das zu dem Werk verwendete Material nicht in der nächsten Nähe von S. Ulrich vorkommt, spräche für die Annahme, dass der Stein, fertig gearbeitet, etwa von Cluny selbst, nach dem Breisgau gebracht wurde. Doch wäre auch nicht ausgeschlossen, an S. Gallen zu denken, von wo aus der Transport eines so schweren Monoliths jedenfalls leichter war als von Cluny her“. Abgesehen davon, dass bei Cluny kein Sandstein in der entsprechenden Fazies vorkommt, wäre der Transport des unbehauenen Steins über eine Strecke von etwa 370 km (heutige Straßenstrecke) ein kaum lösbares Problem gewesen. Und auch im behauenen Zustand wäre der Transport des Steins nicht weniger schwierig gewesen, da die relativ dünne Wandung recht empfindlich auf

2 Der Mahlstein. Oben: Aufsicht, eigentlich die Unterseite. 1 quadratisches Loch; 2 ebene Fläche; 3 Aufgabeloch für das Mahlgut; 4 Loch für die Wasserzuführung; 5 Schärferiefen; 6 Spuren der „Teufelskrallen“. Unten: Querschnitt durch den Mahlstein, der Unterstein ist gestrichelt angedeutet.



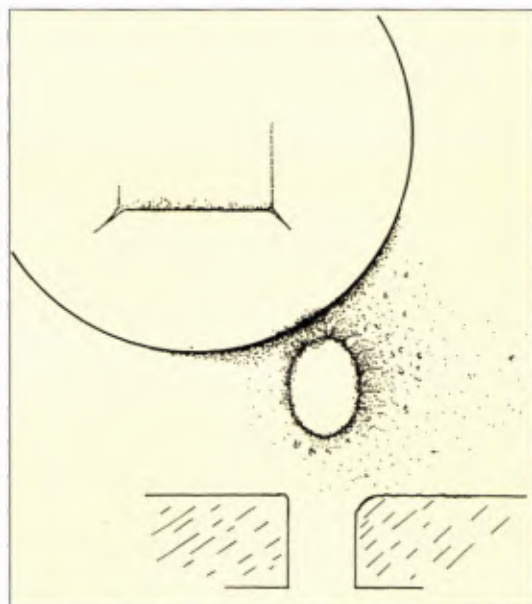
Stöße oder Schläge reagiert hätte. Zwar wäre die Wegstrecke von St. Gallen in den Breisgau tatsächlich nur etwa halb so lang wie von Cluny, doch gibt es in St. Gallen und der gesamten Nordost-Schweiz keinen Buntsandstein.

Bei der Suche nach dem Herkunftsort des Steins braucht man aber gar nicht so weit zu gehen: der Stein stammt wohl aus den früheren Steinbrüchen am Lorettoberg, wo ein Vorkommen von Mittlerem und Oberem Buntsandstein ansteht, aus dem seit dem Mittelalter bis in die Neuzeit hinein neben Pflastersteinen vor allem Bau- und Werksteine gewonnen wurden (Hüttner 1967, 128). Von hier mag die Wegstrecke über den Illenberg und die Horbener Höhe bis St. Ulrich etwa 9 km gewesen sein, zwar lang und bis zum Geisersnest meist ansteigend (durchschnittliche Steigung etwa 7%), aber ohne Taldurchquerung, mit festem Untergrund und ausreichendem Platz für größere Ochsespanne.

5. Mit dieser Überlegung zur Herkunft des Steins rückt auch die Zeit des Geschehens um ihn (Gewinnung, Transport, Bearbeitung, Nutzung und Umwidmung) in den zeitlich richtigen geschichtlichen Rahmen, da sie einerseits mit dem Bau des Freiburger Münsters und anderer Freiburger Großbauwerke (Steingewinnung am Lorettoberg), andererseits aber auch mit der Blütezeit des Bergbaus im Möhlintal im 13./14. Jahrhundert zusammenfällt. Der heilige Ulrich, der das Kloster 1087 gründete, hat daher den Stein weder als Mahlstein noch später als Brunnenschale gesehen.

6. Nicht haltbar ist die Annahme, dass der Stein von St. Ulrich die unterste Schale eines dreistufigen Brunnens wäre, wobei als Vergleich auch der Brunnen von Maulbronn herangezogen wird (Heck 1994). Abgesehen davon, dass der Maulbronner Brunnen erst 1878 zu einem dreistufigen Werk zusammengefügt wurde (Lang 1982, 39), ist dessen unterste Schale viel flacher als die von St. Ulrich, außerdem ist sie nicht aus einem Stück gefertigt, sondern sie besteht aus einer ebenen Bodenplatte und schmucklosen, aus mehreren Teilen zusammengesetzten Randsegmenten. Eine Übereinstimmung ist also weder in der „Konstruktion“ noch in der künstlerischen Gestaltung noch im Alter gegeben.

7. Als wie auch immer gestaltete Brunnenschale ist der „Teufelsstein“ für die Größe des Klosters eindeutig überdimensioniert. Die hierzu angeführten Überlegungen von Hurni (1981, 56) bringen überzeugend zum Ausdruck, dass „das Becken von St. Ulrich wohl immer als Brunnenschale verwendet worden sei“. Aber auch als Brunnen hätte ein wesentlich kleinerer Trog, evtl. sogar aus mehreren Teilen zusammengesetzt, eher zu der nur recht kleinen klösterlichen Gesamtanlage



3 Lage und Querschnitt des Aufgabeloches.

gepasst. Diese schon früh empfundene „Unstimmigkeit“ hat ja dann auch zu der Entstehung der Sage und den bisher ergebnislosen wissenschaftlichen Untersuchungen geführt.

8. Und schließlich geben auch die „Konstruktionsmerkmale“ bei der Verwendung als Brunnenschale zu denken. Wozu diente wohl das große quadratische Loch in der Mitte der Schale? Als Führung für ein Wasserzulauf-Rohr hätte auch ein viel kleineres Loch ausgereicht. Wozu dienen die zwei weiteren Löcher, von denen eines noch oval ausgeführt ist? Warum hat die Schale ein fast halbkugelförmiges Inneres? Ein horizontaler Boden mit senkrechten Wänden wäre viel leichter herzustellen gewesen, zumal die äußere Form der Schale diese Art der Innenwand-Ausgestaltung nicht erzwingt.

Die Mahlstein-Spuren

Alle diese Fakten und Überlegungen erklären aber noch nicht die Verwendung des Steins als Mahlstein. Dafür ist es notwendig, sich den Stein genauer anzusehen und auf Spuren abzusuchen, die auf seine tatsächliche Bestimmung hinweisen. Und sie sind auch wirklich zu sehen. Um sie aber richtig einordnen und deuten zu können, muss man wissen, dass das Mahlgut bestimmte Eigenschaften besaß, an die sich die Mahlmethode anzupassen hatte. Bei einem großen Teil des Fördergutes war das nutzbare Erz in Form sehr feiner Körnchen ($< 0.1 \text{ mm}$) in einer sehr harten und zähen, unbrauchbaren Quarz-Gangart feinst verteilt. Um also die Aufbereitungsverluste so gering wie möglich zu halten, aber auch so effektiv wie möglich zu verfahren, war eine lange Mahlbahn mit nach außen hin abnehmender Mahlkraft und vorgegebener Endkorngröße erforderlich. Die herkömmlichen Erzmühlen mit

etwa 60–70 cm Durchmesser und flacher Mahl-
bahn waren dazu nicht in der Lage. Beste Ergeb-
nisse waren jedoch in Mühlen mit gewölbter
Mahlbahn zu erzielen, wie sie bei Agricola (1557,
1977, 258) abgebildet sind. Anders als hier war
aber die Mühle von St. Ulrich wesentlich größer
und stand sozusagen auf dem Kopf, d. h. die
Schale war der Läuferstein, der über einem fast
halbkugeligen, feststehenden Mahlstein gedreht
wurde. Mühlen ähnlichen Typs (Langsamläufer,
gewölbte Mahlbahn, Oberstein als Läufer, Unter-
stein als Ständer) sind bereits aus römischen
Fundzusammenhängen bekannt (Batz 1995,
10f.), doch übersteigt die Dimension des Steins
von St. Ulrich alle bisher bekannt gewordenen
Funde.

In der Mitte des Steins befindet sich ein quadrati-
sches Loch mit einer Kantenlänge von 30 cm (vgl.
Abb. 2, 1), in dem früher ein Balken saß, der al-
lerdings – wohl über einen runden Zapfen – nur
die zentrische Bewegung um den Unterstein ge-
währleisten sollte, in dem ein entsprechendes
Loch zur Aufnahme des Achszapfens vorhanden
gewesen sein mußte. Diagonal über die Ecken
des quadratischen Loches laufen feine Meißel-
spuren, die wohl ursprünglich zur Festlegung der
Lochmitte und damit des Rotationszentrums der
Schale dienten.

Der Antrieb dürfte durch Tiere – Pferde, Ochsen
– erfolgt sein, die an langen Querbalken im Joch
gingen, ähnlich wie von Agricola (1557, 1977,
136) dargestellt (einfache Göpelmühle). Wegen
der Größe der Mühle ist nur eine geringe Ro-
tationsgeschwindigkeit vorstellbar, der Antrieb
durch ein Wasserrad wäre daher nur über ein zu-
sätzliches Getriebe mit Untersetzung möglich ge-
wesen.

Um das quadratische Loch herum erkennt man in
der Mitte der Schale eine ebene Fläche von et-
wa 85 cm Durchmesser (vgl. Abb. 2, 2). Bei leerer
Mühle war diese Fläche die alleinige Berührungs-
fläche der beiden Mahlsteine, abgesehen von ein-
em schmalen Bereich am Austragsspalt, der sich
erst bei Betrieb der Mühle durch das einge-
brachte Mahlgut ein wenig öffnete (vgl. Abb. 4).
Dieses Mahlgut von etwa Erbsen- bis Haselnuss-
größe verursachte natürlich unmittelbar nach



4 Das Innere
der Brunnenschale.

dem Eintritt zwischen die Mahlbahnen den größ-
ten Abrieb. Den erkennt man auch heute noch an
der Eintiefung, die neben der ebenen Fläche um
das Zentrum folgt, wobei diese Ausschleifspuren
unmittelbar hinter dem Aufgabeloch (vgl. Abb. 2,
3) am stärksten sind (ca. 3.5 cm), auf der ge-
genüberliegenden Seite aber schon bis 2 cm ab-
genommen haben, bedingt durch die bereits be-
gonnene Zerkleinerung des Erzes. Darüber hin-
aus zeigt das ovale Aufgabeloch (12 × 18 cm)
selbst charakteristische Abriebspuren, die da-
durch entstanden sind, dass bei der Drehung der
Mühle die Erzkörner immer an der „Rückseite“
des Zufuhrkanals entlangschleuerten, wodurch
hier die Kanalwand stärker ausgeschliffen wurde
und heute eine einseitig trichterförmige Erweite-
rung zeigt (vgl. Abb. 2 u. 4).

Etwa eine Drittelumdrehung hinter dem Aufga-
beloch liegt die Wasserzuführung, ein rundes
Loch von etwa 6 cm Durchmesser (vgl. Abb. 2, 4).
Da die Mühle zur Verhinderung vorzeitigen Aus-
schwemmens von Feinmaterial nur mit wenig
Wasser betrieben werden durfte, war der Was-
serdurchlass möglicherweise noch durch ein ein-
gesetztes Holz- oder Bleirohr reduziert.

Über die Mahlbahn verteilt finden sich einzelne
Quarzgerölle (etwa 12 bis 15 Stück), die für den
Buntsandstein in der Fazies, wie sie am Loretto-
berg ansteht, charakteristisch sind (vgl. Hüttner
1967). Diese weißen Kieselsteine oder roten Quar-
zite von Erbsen- bis Walnuss-Größe erheben sich
wie Nagelköpfe über ihre sonst flache Umge-
bung. Sie zeigen, da sie härter sind als ihre Um-
gebung, dass diese stärker abgeschliffen wurde,
eine notwendige Folge des Mahlbetriebs mit har-
tem Mahlgut.

An zwei Stellen der Mahlbahn erkennt man et-
was rauere Flächen in einer Ausdehnung von 20
× 90–100 cm (vgl. Abb. 2, 6), verursacht durch
Riefen, die der Sage nach die Spuren der Teufels-
krallen sein sollen, tatsächlich aber Meißelspuren
sind. An diesen Stellen hat der Steinmetz etwas
zu viel aus der Schale herausgearbeitet, die ei-
gentlich kreisrunde Form besitzt hier also eine
schwache Ausbeulung, die durch den Betrieb der
Mühle – noch – nicht geglättet wurde.

Schließlich sei noch auf die Reste von drei Schär-
feriefen hingewiesen, die auf der Innenseite der
Schale zu erkennen sind (vgl. Abb. 2, 5). Sie sind
durch den Betrieb der Mühle, aber auch durch die
spätere Verwitterung etwas „verwaschen“, aber
eindeutig als schmale Meißelspur erkennbar. Bei
einer Riefe lässt sich sogar eine nicht spurge-
naue Nacharbeitung feststellen. Wie zu erwar-
ten, nimmt die Tiefe der Riefen vom Aufgabeloch
aus gesehen in Mahlrichtung zu, d. h. die unmit-
telbar auf das Loch folgende Riefe ist völlig weg-
geschliffen, die nächste ist nur auf kurze Strecke

und etwas undeutlich auszumachen. Die dritte ist, da nachgearbeitet, über die gesamte Fläche gut erkennbar, während die letzte – insbesondere im äußeren Teil – noch tief eingekerbt ist. Die trotz der späteren Verwitterung auch heute noch erkennbaren Abnutzungsspuren sind nicht so stark, als dass sie den weiteren Gebrauch der Mühle verhindert hätten. Was also der Grund für die vorzeitige Stilllegung der Mühle war – Einstellung des Bergbaus, Verlagerung der Aufbereitung an eine andere Stelle oder andere Ursachen – ist den Spuren an der Schale nicht mehr zu entnehmen, vielleicht ist auch der Unterstein zerbrochen, der ja ebenfalls aus Buntsandstein gewesen sein muss. Möglicherweise machte auch eine Umstellung in der Schmelztechnik das feine Aufmahlen überflüssig. Wie Goldenberg (1996, 89) festgestellt hat, wurden bei dem von ihm untersuchten Schmelzplatz am Unteren Langdobel im Möhlintal unterhalb der Säge Beweise dafür gefunden, dass dem Schmelzgut Flussspat als Flussmittel zugesetzt wurde, das Freisetzen der Erzkörnchen aus dem deshalb leichter schmelzenden Quarz also auch noch in der Schmelze stattfinden konnte. Eine extrem feine Aufmahlung des Erzes war also damit nicht mehr erforderlich. Das weitere Schicksal des Steins dürfte dann wohl der Überlieferung entsprechen. Die nutzlos gewordene Schale wurde gewendet, die Außenseite von einem cluniazensischen oder Hirsauer Steinmetz (Heck 1994, 12) mit einem prächtigen Bilderfries versehen, der die Schale zu einem vielbeachteten Meisterstück mittelalterlicher Bildhauerkunst gemacht hat. Die Schale ruht heute auf einem neuen Sockel aus Buntsandstein, der leider die interessante Mitte der ehemaligen Oberseite verdeckt. Zu erkennen sind lediglich im Randbereich der Unterseite feine, etwa parallele Spuren eines Spitzzeisens, wie sie für die mittelfeine Bearbeitung von Steinoberflächen typisch sind.

Ich danke Frau U. Riedel für die mühsame maßgenaue Aufnahme und Zeichnung der Schale und Frau M.-Th. Bättschmann-Hurni für die Erlaubnis zur Einsichtnahme in ihr unveröffentlichtes Manuskript.

Literatur

Agricola, G. (1557, 1977): Vom Berg- und Hüttenwesen. – 610 S.; Reprint, dtv-Bibliothek Nr. 6086, München.
 Baader, B. (1851): Volkssagen aus dem Lande Baden. – 46. Das Brunnenbecken zu St. Ulrich. – S. 39; Karlsruhe.

Baatz, D. (1995): Die Wassermühle bei Vitruv X 5,2 – Ein archäologischer Kommentar. – Saalburg – Jahrbuch 48, 1995, S. 5–18.
 Burger, W. (1927): Das Erzbistum Freiburg in Vergangenheit und Gegenwart. – S. 72f.; Freiburg.
 Goldenberg, G. (1996): Archäometallurgische Untersuchungen zur Entwicklung des Metallhüttenwesens im Schwarzwald. Blei-, Silber- und Kupfergewinnung von der Frühgeschichte bis zum 19. Jahrhundert. – In: Archäometallurgische Untersuchungen zum Metallhüttenwesen im Schwarzwald. – Archäologie und Geschichte 8, 336 S.; Sigmaringen.
 Heck, D. (1994): St. Ulrich, Schwarzwald. – Kleine Kunstführer, Nr. 855, 6. Aufl., 15 S.; Regensburg. (Vom Verlag Schnell & Steiner, Regensburg, wurde mir mit Schreiben vom 21. 8. 1995 Herr Pfarrer Dieter Heck als Autor der unsignierten 6. Auflage des Kleinen Kunstführers Nr. 855 genannt, die Broschüre wäre sonst unter N. N. zu zitieren).
 H. H. (1873): Der Springbrunnen zu St. Ulrich. – Schau-ins-Land 1, 1873, S. 30–32.
 Hüttner, R. (1967): Das Deckgebirge. – In: Hüttner, R./Wimmenauer W.: Geologische Karte Baden-Württemberg 1:25000, Erläuterungen Blatt 8013 Freiburg, 159 S., 2 Abb., 8 Taf., 3 Beil.; Stuttgart.
 Hurni, M.-Th. (1981): Das Becken von St. Ulrich im Schwarzwald. – Lizentiatsarbeit, ungedruckt; Kunsthistor. Institut der Univ. Basel. Kurzfassung in: Unsere Kunstdenkmäler 33, 1982/3, S. 303–306.
 Kraus, F./Wingenroth, M. (1904): Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden. – Bd. 6.1: Lkr. Freiburg: Amtsbezirk Breisach etc.; St. Ulrich S. 453–459. Tübingen u. Leipzig.
 Lang, G. (1982): Führer durch das Kloster Maulbronn. – 96 S.; Brackenheim.
 Metz, R. (1957): Die Geschichte des Blei-Silber-Zinkerzbergbaus im Schwarzwald. – In: Metz, R./Richter, M./Schürenberg, H.: Die Blei-Zink-Erzgänge des Schwarzwaldes. – Beih. Geol. Jb. 29, 277 S., 15 Taf., 113 Abb., 24 Tab., Hannover 1957.
 Rieple, M. (1961): Die vergessene Rose – Die schönsten Sagen aus Baden-Württemberg. – Stuttgart.
 Schlageter, A. (1997): Das Revier Birkiberg im Möhlintal – Ein Beitrag zur Geschichte des mittelalterlichen Bergbaus im Möhlintal zwischen Bollschweil und St. Ulrich. – Schau-ins-Land 116, 1997, S. 29–126.

Dipl. Geologe Dr. Hansjosef Maus
 Vierlinden 1
 79102 Freiburg / Breisgau



Taufstein – Brunnenschale – Erzmühle? Eine kunsthistorische Nachbemerkung

Wolfgang E. Stopfel

Die seit 1968 auf dem Hof vor der Barockkirche von St. Ulrich, Gemeinde Bollschweil, aufgestellte Steinschale, die in ihrer Größe und in ihrem Gewicht im vorangegangenen Aufsatz charakterisiert ist, gehört wegen ihrer Form und wegen ihrer sehr qualitätvollen Reliefdarstellungen zu den rätselhaftesten Stücken unter den wenigen Beispielen romanischer Skulptur am Oberrhein. Die eingemeißelten Reliefs stellen auf der Hälfte des Runds Christus in der Mandorla, umgeben von den Evangelistensymbolen, getragen von fliegenden Engeln dar. Zu Seiten Christi sitzen die zwölf Apostel. Auf der anderen Hälfte des Rundes ist Maria oder Ecclesia dargestellt, ebenfalls in der Mandorla, von Engeln getragen und von Figuren mit Spruchbändern flankiert. Sie ist umgeben von zwölf Gestalten des Alten Testaments.

Unterhalb der Reihe der unter Arkaden angeordneten, teils stehenden, teils sitzenden Figuren befindet sich ein Fries mit kämpfenden Tieren und Meerwesen, darüber ein Blattfries. Diese Darstellungen wären ebenso wie die früher entzifferte, heute nicht mehr lesbare Inschrift auf dem Band unmittelbar über den Figuren sowohl als Schmuck

eines Taufsteins als auch eines Brunnens möglich. Beide Deutungen hat die Schale bereits erfahren. Für einen Taufstein wäre sie aber nach Größe und Form kaum geeignet. Für eine Brunnenschale ist die Form eher ungewöhnlich, wenn es auch in Frankreich solche scheibenförmigen Schalen mit senkrechter Außenwand gibt (Rautenberg 1965, S. 43). Der Durchmesser von 2,59 m wird allerdings von mehreren – späteren – Schalenbrunnen erreicht (Beispiele bei Rautenberg 1965 und Fassl 1966).

Als Brunnen im Zentrum eines Kreuzganges erscheint die St. Ulricher Schale in einer Zeichnung, die das Kloster nach dem Übergang an St. Peter 1567 darstellt; die Zeichnung entstand allerdings erst 1758 und ist in ihrer Zuverlässigkeit nicht zu überprüfen. Sicher ist, dass es noch im 18. Jahrhundert Reste eines gotischen Kreuzganges gab. 1742 wird die Brunnenschale nach vorheriger Rundmauerung neu versetzt – also auf dem Boden aufstehend. 1746 wird eine Quelle in die Schale geleitet, 1779 erhält der „große Stein im Garten“ einen neuen eichenen Brunnenstock. Einer Schrift des St. Petriner Abtes Philipp Jakob



1 Der „Teufelsstein“ im Prioratsgarten von St. Ulrich, nach dem Neubau von 1740ff. Stich von Peter Mayer zu: Philipp Jakob Steyrer, *Leben und Wunder-Thaten des heiligen Udalrici ...* Freiburg 1756 (Titelbild).



2 Der „Teufelsstein“, Aufstellung im Pfarrgarten. Aufnahme um 1910.

3 Christus in der Mandorla, umgeben von den vier Evangelistensymbolen.

4 Darstellung der Ecclesia oder von Maria in der Mandorla.



Steyrer über die Wundertaten des heiligen Ulrich von 1756 sind zwei Stiche beigegeben. Auf einer Gesamtansicht des neu erbauten Priorates erscheint die Brunnenschale als Zentrum des Klostergartens; ein Einzelblatt ist der Schale und ihren Reliefs gewidmet. Dass das offensichtlich hoch in Ehren gehaltene Stück uralt sei, wusste man schon damals – aber wie uralt ?

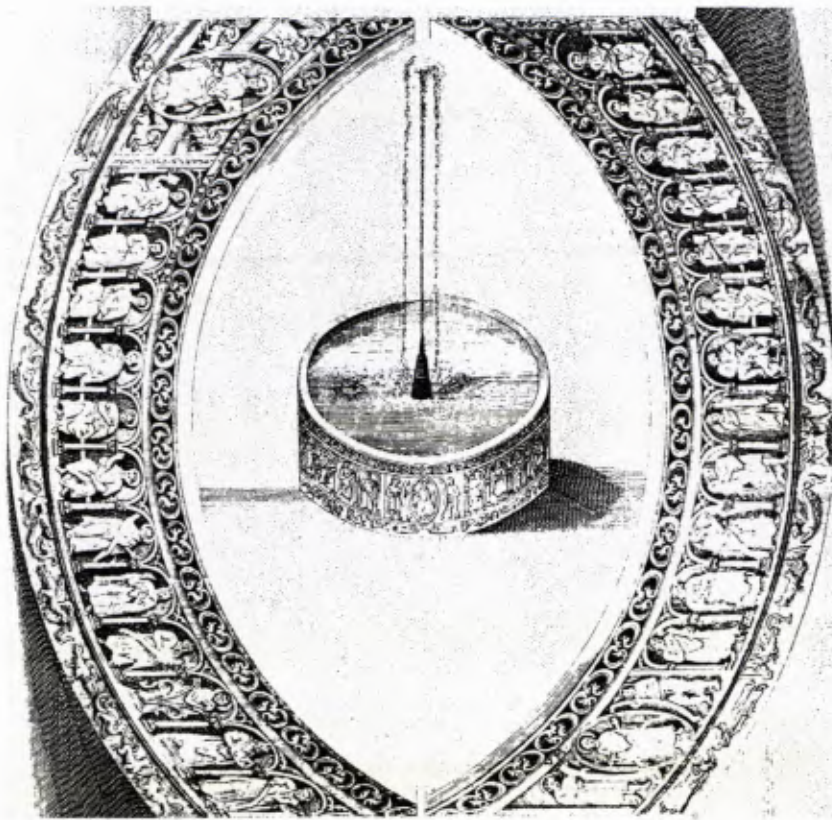
Die kunsthistorische Einordnung der Reliefs auf dem Rand der Schale wird sehr erschwert durch die weit fortgeschrittene Verwitterung, aber auch durch den sehr geringen Bestand an vergleichbarer Steinskulptur im weitesten Umkreis von St. Ulrich. Erwogen wurde die Lieferung der fertigen Schale aus Cluny oder St. Gallen (wo es solches Material gar nicht gibt) oder aus Hirsau (wo allerdings roter Sandstein in der Nähe vorkommt). Dass ein Transport des tonnenschweren Monstrums über weite Strecken nicht sehr wahrscheinlich ist, wurde allerdings auch gesehen.

Nun trifft Hansjosef Maus die wichtige Feststellung, dass das Steinmaterial aus erreichbarer Nähe zu St. Ulrich stammen könnte. Von den auch für den Münsterbau ausgebeuteten Brüchen am Lorettoberg bei Freiburg erscheint der Transport einer so großen Steinwalze über ca. neun Kilome-

ter nach St. Ulrich durchaus im Bereich des Möglichen. Schon Rautenberg 1965 hatte so etwas vermutet. Ihre Anfrage bei der Münsterbauhütte erbrachte allerdings den Hinweis auf die Brüche von Heimbach bei Emmendingen.

Die überraschende Deutung der steinernen Schale als wiederverwendeten Läuferstein einer Erzmühle, durch akribische Beobachtung des Stücks und in sich stimmige Beschreibung plausibel gemacht, könnte auch die ungewöhnliche Form der Brunnenschale verständlich machen. Denn selbst wenn man nicht annimmt, sie sei Unterschale eines mehrschaligen Brunnens wie in Maulbronn gewesen und habe auf einem Fuß gesessen, wie die moderne Aufstellung glauben macht, bleibt die Form einer völlig ebenen, ausgehöhlten Platte für eine Brunnenschale in Deutschland vorläufig ohne Vergleich.

Von der Blütezeit des Bergbaues im Möhlintal bei St. Ulrich im 13./14. Jahrhundert ausgehend, datiert Maus den Läuferstein in diese Zeit. Das erscheint aber völlig ausgeschlossen, wenn man den Versuch macht, die Reliefs auf dem Rand des Steines stilistisch einzuordnen. Die Forschung hat sich fast einhellig auf das 12. Jahrhundert als Entstehungszeit der künstlerischen Gestaltung der



5 Zeichnung der Reliefs des „Teufelssteins“. Stich von Peter Mayer, 1756. Vgl. Legende zu Abb. 1.

Steinplatte geeinigt (Moller-Racke 1942, Schwarz 1959, Rautenberg 1965, Wischermann 1987). Die von R. Moller-Racke, D. Schwarz und M.-Th. Hurni vorsichtig vorgetragenen Vergleiche sind sehr überzeugend: Der Adelog-Sarkophag in St. Thomas in Straßburg, die Grabplatten und das Stifterdenkmal der Grafen von Nellenburg aus der 1104 geweihten Allerheiligenkirche in Schaffhausen kommen dem Stil der Brunnenschale am nächsten. Sie entstanden alle wohl kurz nach 1100. Und damit kommen wir für die Reliefs in St. Ulrich eben doch unmittelbar in die Zeit, zu der Ulrich (gest. 1093) das Priorat Clunys nach 1087 im Möhlintal gründete.

Das heißt aber, dass die gewaltige Erzmühle, von der ein wiederverwendeter Läuferstein stammt, vor dem Jahr 1100 in Betrieb gewesen sein muss. Wenn dem so ist, kann man nicht umhin, noch einen Gedanken zur Historie anzuschließen: Es war

zwar durchaus üblich, dass die Benediktiner die Stätten wieder mit Klöstern besiedelten, an denen früher bereits Mönchsgemeinschaften gelebt hatten, wie sie an der Stelle von St. Ulrich schon für 859 nachgewiesen sind. Die Anwesenheit von Bergbau und Erzaufbereitung, die sich in einer so aufwendigen Maschine manifestieren, wäre aber ein Anlass zu fragen, ob der Grund für den Gütertausch und den Umzug des heiligen Ulrich aus Grüningen bei Oberrimsingen in der Ebene in das enge und abgelegene Möhlintal tatsächlich das Streben nach größerer Einsamkeit gewesen sein kann, oder ob es nicht vielmehr die Nähe des Silberbergbaues war, die die Verlegung des Priorates sinnvoll machte.

Hansjosef Maus hat einen (großen) Stein ins Wasser geworfen. Die dadurch verursachten Wellen sollten wohl von den Historikern und Bergbauarchäologen wahrgenommen werden.

Literatur

R. Moller-Racke: Studien zur Bauskulptur um 1100 am Ober- und Mittelrhein. In: Oberrheinische Kunst, X, 1942, S. 39ff.

D. Schwarz: Zur kunstgeschichtlichen Einordnung des Stifterdenkmals aus dem Münster in Schaffhausen. In: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte, XVII, 1959, S. 128ff.

A. Rautenberg: Mittelalterliche Brunnen in Deutschland. Diss. Freiburg 1965.

E. Fassl: Der Brunnen in Südwestdeutschland. Diss. Stuttgart 1966.

H. Wischermann: Romanik in Baden-Württemberg. Stuttgart 1987.

Bollschweil. Chronik des Ortes. Band I, Beiträge zur Geschichte von St. Ulrich. Hg. Gemeindeverwaltung Bollschweil, Redaktion P. Schwarz. Bollschweil 1993.

Prof. Dr. Wolfgang E. Stopfel
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg / Breisgau

Kristallträume eines Juwelenfabrikanten

Zur Restaurierung der expressionistischen Innenräume der Villa Ballin in Pforzheim

Aus den frühen 1920er Jahren hat sich in der badischen „Goldstadt“ als Rarität ein farbiges Wohninterieur im Art-Déco-Stil erhalten, über dessen Entstehung, Bedeutung und Restaurierung hier zu berichten ist.

Christoph Timm

Die ehemalige Villa Ballin im Rodviertel präsentiert sich äußerlich zurückhaltend als Putzbau mit Walmdach; ein lokaler Architekt lieferte 1909 die Entwürfe in Heimatstilformen. Das unprätentiöse Haus birgt jedoch ein einmaliges Interieur: eine Raumfolge aus Musiksalon, Speisezimmer und Flur in aufwendigen Stilformen des Art Déco, die 1997–98 im Zusammenwirken von Denkmalpflege, Eigentümerin und Restaurator in ihrer Farbwirkung wiederhergestellt wurde.

Den Auftakt bildet ein Treppenvorraum, dessen stuckierte Wand- und Deckenoberflächen in Wellen gestuft sind. Glühbirnen in den Deckenmulden betonen das plastische Relief. Blickfang des anschließenden Flurbereichs ist ein hölzerner Heizkörperschirm, dessen kleinteilig-abstrakte Flächengliederung aus liegenden und stehenden Balken unterschiedlicher Größe und zentralem Zackenmotiv an frühe Möbelentwürfe Frank Lloyd Wrights („Geneva Tulip“, 1911) erinnert.

Das zum Garten hin orientierte Speisezimmer zeichnet sich durch seine künstlerisch effektiv inszenierte Beleuchtung aus. Die Zimmerdecke beherrscht – anstelle der traditionellen Stuckrosette – ein aus überlagerten Quadraten konstruiertes Gebilde, in das fünf Glühbirnen als Lichtpunkte integriert sind. Stuckteile in Form von Strahlen und Zacken unterstreichen die Ornamentwirkung. Noch ungewöhnlicher ist die Ausbildung der Übergangzone von der Wand zur Decke. Über wandhoch gefelderten Flächen umkränzt ein stuckierter Randfries den Raum, der zugleich als „Lichtfries“ ausgebildet ist: in serieller Reihung wechseln Prismenornamente mit Strahlenbündeln, die jeweils als sternförmige Einfassung für Glühbirnen dienen. Bei Kunstlicht ergibt sich der Effekt eines Frieses aus lauter Lichtpunkten. Eine kunsthandwerkliche Kostbarkeit stellt der anschließende Musiksalon dar. Wandhohe hölzerne Täferungen aus gebeiztem Ahornfurnier



l Pforzheim, ehemalige Villa Ballin, Musiksalon, 1998.



2 Ehem. Villa Ballin, Erkernische im Speisezimmer mit expressionistischer Ausstattung und Schiebefenstern, 1998.

mit Rahmen, Füllung und bekrönendem Dreieckspitz bestimmen den Raumeindruck. Assoziationen an gotische Stuben werden wach. Auf der östlichen Raumseite ist ein Wandsofa mit darüberstehender Vitrine in die Täferung integriert. Die abgehängte Decke aus Gipsteilen zeigt eine eigentümliche, wabenartige Struktur aus kleinteiligen rechteckigen Kassettenfeldern mit stufenförmig eingetieften Mulden. Die erhabenen Stege dazwischen sind mit zick-zack-förmig verlegten Leisten und begleitendem Prismendekor ornamentiert. Zwischen den Gliederungssystemen von Wand und Decke vermittelt ähnlich wie im Esszimmer ein umlaufender Prismenfries als Randleiste.

Künstler und Auftraggeber

Die Entstehungszeit dieser bemerkenswerten Raumdekorationen, die künstlerisch eine Einheit bilden, ist ziemlich genau bekannt: zwei Fotogra-

fien der ausgeführten Einrichtung wurden 1922 in einem Städtebuch publiziert. Die Ausführung ist also 1921, spätestens Anfang 1922 anzunehmen.

Die Entwürfe gehen auf Friedrich Wilhelm Jochem (1881–1945) zurück, den damaligen Direktor der Großherzoglichen Kunstgewerbeschule in Pforzheim. Der Name dieses aus Mainz gebürtigen Architekten schien vergessen, bis kürzlich eine kleine Ausstellung des Kunst Archivs Darmstadt e.V. auf ihn wieder aufmerksam machte. Als Meisterschüler und Erster Assistent von Joseph Maria Olbrich hatte Jochem seine künstlerischen Wurzeln im Darmstädter Jugendstil, wo er an der epochalen Ausstellung „Ein Dokument Deutscher Kunst“ auf der Mathildenhöhe 1901 mitwirkte. Sein besonderes Interesse galt schon damals der Innenarchitektur, dem Raumdesign und dem Kunsthandwerk. Bald beteiligte er sich an Wettbewerben, fand mit Musterentwürfen für bürgerliche Wohnhäuser und gediegene Innenräume überregionale Beachtung und sammelte Berufserfahrungen in verschiedenen Stellungen in Mainz, Erfurt, Dresden und Kiel. 1912 wurde er zum Professor und Direktor der Pforzheimer Kunstgewerbeschule ernannt. Als Mitglied des Deutschen Werkbundes organisierte er dort 1914 eine Kollektivausstellung von Schmuckfirmen auf der Kölner Werkbundausstellung. Nach Ende des Ersten Weltkriegs war Jochem in Pforzheim am Aufbau der „Ständigen Musterausstellung“ der Deutschen Schmuckwaren-Industrie im „Hansahaus“ und der Planung der Wartbergsiedlung führend beteiligt, bevor er 1922 als Leiter an die Kunstgewerbeschule in Hannover wechselte. 1937 wurde er auf Betreiben der Nazis frühzeitig pensioniert; einem Ruf Bruno Tauts in die Türkei folgte er nicht mehr.

Die Gestaltung von fünf Ausstellungsräumen im Pforzheimer „Hansahaus“, dem Vorläufer des heutigen Industriehauses, ging durch Kriegseinwirkung leider verloren. Dieser Warenmuster-Ausstellung, die im Frühsommer 1922 realisiert wurde, lag ein neuartiges Marketing-Konzept zugrunde, mit dem die im Verband zusammengeschlossenen Firmen der deutschen Schmuck-, Uhren- und Silberwarenindustrie den internationalen Facheinkäufern ihre Kollektionen präsentierten.

Dem etwa zeitgleichen Interieur der Villa Ballin blieb das Schicksal der Vernichtung hingegen durch glückliche Umstände erspart, auch wenn seine lebhaftige Farbigkeit später unter Tapeten, überdeckendem Anstrich und Regalen verschwand. In Ludwig Ballin hatte Jochem einen ambitionierten Auftraggeber aus der Bijouteriebranche gefunden, mit dem ihn auch eine private Freundschaft verband. Ballin, ein aus Frank-

furt am Main gebürtiger Geschäftsmann, war um die Jahrhundertwende nach Pforzheim gekommen und hatte gemeinsam mit seinem Bruder eine namhafte Fabrik für Goldwaren und Juwelen aufgebaut. 1939 sah er sich als Mitglied der jüdischen Gemeinde angesichts der antisemitischen Ausschreitungen zur Veräußerung seines Besitzes und zur Emigration nach Brasilien gezwungen.

Die Wiederherstellung der Raumfarbigkeit

Im Zuge der Listeninventarisierung wurde 1991 der Denkmalwert der ehem. Villa Ballin festgestellt. Als 1997 eine Renovierung anstand, riet die Denkmalpflege zur Einschaltung eines Restaurators, um die Frage nach dem originalen farblichen Erscheinungsbild zu klären. Die Befunde übertrafen alle Erwartungen: Eine lebhaft polychrome differenzierte ursprünglich das architektonische und ornamentale Relief im Sinne des „farbigen Bauens“. Mit dem Vorschlag zur Wiederherstellung dieses Farbkonzepts als wiederholender Fassung fand die Denkmalpflege in der heutigen Eigentümerin eine aufgeschlossene Partnerin.

Im Treppenvorraum konnte als Farbton ein helles Beigegelb ermittelt werden, das (entgegen einem dunklen Vorkriegston) die angestrebte optische Aufweitung unterstützt, wie sie die lebhaft bewegte Raumschale intendiert. Der anschließende Flur begrüßt die Besucher mit kräftig gelben Wänden, dem die Holzteile der Türen und des Heizkörperschirms mit einem satten Grün antworten.

Im Speisezimmer leuchten die Wandflächen in Gelbtönen, mit etwas dunkler abgesetzten Füllungen in Gelbocker gegenüber chromgelben Rahmungen. Ton-in-Ton dazu sind die zeitgenössischen Schiebefenster, Türen und Heizkörperschirme in Gelbocker gefasst. Der Ornamentfries mit seinem Glühbirnenbesatz unterstreicht als hellste Fläche in lichtem Weiß die angestrebte Wirkung des „Lichtfrieses“. Er wirkt zugleich als optische Trennung gegen die Farbfassung der Decke in zartem Rosa, die dem Raum eine ganz eigene Note verleiht.

Im Musiksalon dominiert der helle Holzton des Täferfurniers, zu dem Fries und Decke passend in einem Ockerton gefasst sind, mit den Prismen und Leisten als aufgesetzten Lichtern in hellem Grau.

Der künstlerische Entstehungszusammenhang

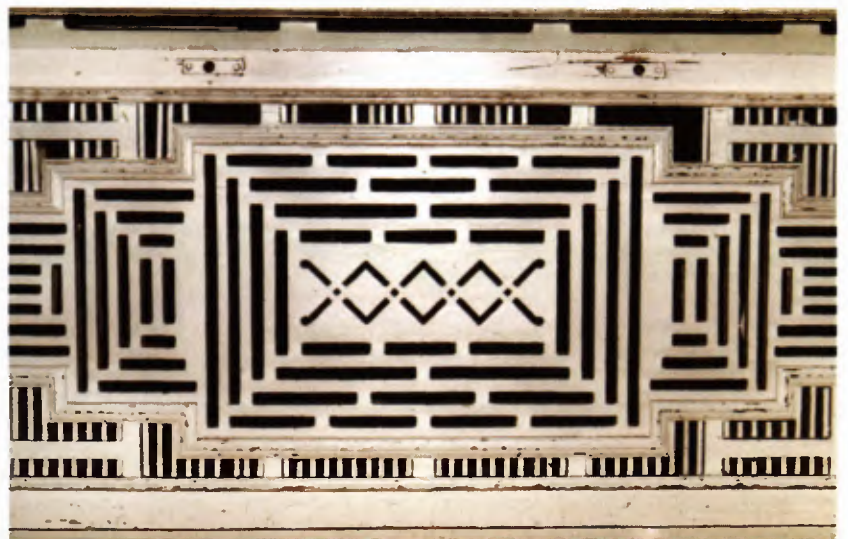
Bei der Eröffnung der Darmstädter Künstlerkolonie im Jahr 1901 trug man dem Festzug einen

großen Kristall voran, der unter dem Jauchzen eines Chors und zu jubelnden Fanfaren feierlich enthüllt wurde. Der Kristall war Zukunftssymbol, „Sinnbild neuen Lebens“, Verkünder eines jungen, durch Ästhetik geprägten Lebensstils. 1907 wurde in diesem Sinne der Deutsche Werkbund gegründet. Zu Zentren der Reformbewegung wurden die Kunsthochschulen in Darmstadt, Breslau und Weimar mit einigen dort wirkenden Architekten: Jochems Lehrer Joseph Maria Olbrich, Henry van der Velde, Peter Behrens, Hans Poelzig und Bruno Taut, die sich der Gestaltung mit expressiven Farben und Formen verschrieben. Internationale Anregungen kamen aus Wien, Amsterdam, Prag und aus Nordamerika, wo man in Frank Lloyd Wright einen Gleichgesinnten erkannte.

Revolution und Proklamation der Weimarer Republik beflügelten diese Reformkräfte. In Berlin fand sich 1919 die Gruppe „Gläserne Kette“ zusammen, deren Künstler „utopische Architektur“ für die erhoffte gesellschaftliche Erneuerung entwarfen, darunter Walter Gropius, Bruno Taut, Hans Scharoun, Wassili Luckhardt und Wenzel Hablik. Enthusiastisch huldigte man der Neugestaltung: Umformung des herkömmlichen Bauwerks zur Großskulptur, Auflösung der Wandflächen, Experimente mit neuen Materialien und Ornamenten, den für den „Expressionismus“ typischen Kristallen und Zackensternen. „Es müssen die besten Künstler vorangehen, den Viereckrahmen zu sprengen, zunächst vielleicht Sterne, Schreine oder dgl. zu malen... Ornamentik ist freilich, was uns fehlt; sie fehlt uns, weil wir keinen Glauben haben“, schrieb Adolf Behne 1919 in einer Stellungnahme für den Arbeitsrat für Kunst.

Dazu kamen Farbe und Licht. Bruno Taut hatte 1919 in der Zeitschrift „Bauwelt“ einen „Aufruf zum farbigen Bauen“ initiiert, der ebenso begeisterte Aufnahme fand wie Adolf Hölzels Farblehre und Johannes Ittens „Farbsterne“ von 1921. Farbe

3 Heizkörperverkleidung im Speisezimmer, 1991, vor Renovierung.





4 Lichtfries im Speisezimmer, 1998.

und Licht brachten als Stimmungswerte die Sehnsucht nach utopischer Erneuerung zum Ausdruck. Innenräume wurden zu ersten Experimentierfeldern der dreidimensionalen Umsetzung dieser Ideen: Ausstellungs- und Schauräume, Kulissen für Filme, Theater und Künstlerfeste. Die „verrückten“ Rauminszenierungen der Expressionisten erregten allgemeines Aufsehen: so das Weinrestaurant im Berliner Scala-Palast mit sternförmigem Grundriss und freiplastisch von der Decke abgehängten Kristallzacken (Rudolf Belling und Walter Würzbach, 1920), die farbigen Gemeinschaftsräume des Ledigenheims in Berlin-Schöneberg (Bruno Taut, 1920), das Holzhaus für den Unternehmer Adolf Sommerfeld bei Berlin mit seiner expressionistischen Ausstattung als Fanal des frühen „Bauhauses“ (Walter Gropius und Adolf Meyer, 1920), ein Ausstellungsraum der Tapetenfabrik Adolf Soetje in Itzehoe mit mäanderähnlich gezackten Streifen in Rot-, Gelb-, Blau- und Grüntönen (Wenzel Hablik, 1921). Wilhelm Jochems Pforzheimer Raumausstattun-

5 Deckenstück im Speisezimmer, 1998.

gen von 1921/22 gehören in diese zeitliche Phase. Freilich sorgten sie wegen ihrer Exklusivität für weniger öffentliches Aufsehen, denn selbst die Musterausstellung im „Hansahaus“ war nur für das internationale Fachpublikum zugänglich. Dort hatte Jochem Räume in Grün-, Elfenbein-, Rot- und Weißtönen kreiert, der Kollege Ernst Dobler für die Präsentation der Goldbijouterie einen „blauen Raum“ gestaltet. Edelmetalle und Steine, so die zeitgenössische Begründung, sollten durch komplementäre Farbtöne in ihrer Wirkung gesteigert werden.

Jenseits von Mystik und Aufbruchstimmung ging es also um die Erprobung eines Ausstellungsdesigns, dessen natürliche Verwandtschaft zur Sphäre der Schmuck- und Edelsteine ja nahe lag. Der „elegante künstlerische Rahmen“, kommentierte Ludwig Segmiller in diesem Sinne, trage „alle Merkmale weltmännischen Geschäftsgeistes“ und sei „ein künstlerisches Dokument der Pforzheimer Architektenschaft und Kunsthandwerker“, von dem man sich „auch im übrigen Privatbau günstige Ausstrahlungen“ erhoffen könne. Im Umfeld der Pforzheimer Kunstgewerbeschule fanden die kristallinen Stilformen des Expressionismus bis gegen Ende der 1920er Jahre tatsächlich eine reiche Nachfolge, sei es in den Entwürfen des Gold- und Silberschmieds Theodor Wende, des Bildhauers Max Kassube oder der Architekten Arthur Schrade und Ernst Dobler.

Würdigung

Jochems Raumdekorationen in der Villa Ballin blieben als einzigartiges Gesamtkunstwerk erhalten. Sie veranschaulichen die enorme Bedeutung von Licht und Farbigkeit im künstlerischen Konzept expressionistischer Entwürfe. Eine innovative Rolle spielten dabei vor allem die Kunstlicht-Installationen in Form von Deckenstrahlern. Sie berichten von den Anfängen modernen Lichtde-



signs in der Ausstellungs- und Innenarchitektur. Die Inszenierung von Räumen, Objekten und Waren mit Effekten des elektrischen Kunstlichts führte als Formerfindung zu neuen Sehgewohnheiten und erscheint noch heute aktuell.

Formgebung, Farbe und Licht, dazu die frühe Entstehung und der Erhaltungszustand machen die Ausstattung der Villa Ballin zu einem überregional seltenen künstlerischen Dokument des Art-Déco-Stils.

Ein Ausblick zum Schluss: Der Expressionismus, typisch auch für das frühe Bauhaus in Weimar, geriet rasch aus der Mode, als die deutsche Architekturdebatte sich ab Ende 1923 heftig der „Neuen Sachlichkeit“ zuwandte. International hingegen stellte die berühmte Pariser „Exposition des Arts Décoratifs“ von 1925 den Expressionismus als Stilkunst der 1920er Jahre vor und führte vor allem in England und Nordamerika zu einer reichen Nachblüte (Chrysler Building, New York, 1928–30). In Deutschland verhalf, abgesehen von Fritz Högers „Chilehaus“ in Hamburg, erst die Florentiner Retrospektive von 1964 dem „Expressionismo“ rückblickend wieder zur Anerkennung.

Der Autor dankt Herrn Restaurator Jürgen Kuntel (Weil der Stadt) für fachliche Beratung.

Literatur

L. Segmiller: Pforzheimer Kunst und Kunstgewerbe. In: Pforzheim (Reihe Deutsche Städte). Stuttgart 1922. S. 41–62.

L. Segmiller: Die Ständige Muster-Ausstellung der deutschen Schmuckwarenindustrie im Hansa-Haus zu Pforzheim. In: Ebda. S. 63–67.

Fr. Borsi/G. F. König: Architettura dell'Espressionismo. Genova/ Paris 1967.

W. Pehnt: Die Architektur des Expressionismus. Stuttgart 1973.

A. Feuß: Farbige Innenräume des Art Deco. In: Die Mappe. Deutsche Malerzeitschrift, Hefte 10+11/ 1989.

C. Berents: Art Déco in Deutschland. Frankfurt/Main 1998.



Kunst Archiv Darmstadt e. V. (Hg.): Der Architekt Friedrich Wilhelm Jochem. Mit einem Text von Heiderun Ludwig. Ausstellungskatalog Darmstadt 1999.

6 Detail der Stuckdecke im Musiksalon, 1998.

Dr. Christoph Timm
Städtischer Denkmalpfleger
Neues Rathaus
75178 Pforzheim



Ellwangen, Promenade
am Schönen Graben.

Stadtbesfestigung als hinderliche Vergangenheit?

Städtebaulich-planerische Tendenzen in kleineren Städten des 19. Jahrhunderts

Eines der wichtigsten kommunalen Entwicklungsziele im 19. Jahrhundert war die Niederlegung der frühen Stadtbesfestigung, die als Ausbruch aus der Enge der mittelalterlichen Stadt empfunden wurde. Dabei lassen sich jedoch ganz unterschiedliche Planungsansätze und -strategien erkennen. Die Ergebnisse dieser Bemühungen auf ihre stadtbaugeschichtliche Bedeutung hin zu prüfen, muss heute genauso eine Selbstverständlichkeit denkmalpflegerischen Handelns sein, wie die Erhaltung der überlieferten Reste der ehemaligen Stadtbesfestigung.

Volkmar Eidloth

Einleitung

Der Themenkomplex Entbesfestigung und Stadterweiterung im 19. Jahrhundert ist in der stadtbaugeschichtlichen Literatur ausführlich behandelt. Im Vordergrund stehen dabei in der Regel die wenigen großen Städte mit ausgedehnten neuzeitlichen Besfestigungssystemen, deren städtebauliche Neuordnung meist von intensiven und langwierigen Planungsvorgängen begleitet war. Gegenstand dieses Beitrages sollen dagegen die vielen kleineren Städte sein, deren Stadtbesfestigung die des späten Mittelalters geblieben war, die vermeintlich an den sozioökonomischen Veränderungen im 19. Jahrhundert wenig oder gar nicht teilhatten und von augenfälligen baulichen Umgestaltungen des 19. Jahrhunderts verschont blieben. Gestützt ausschließlich auf Beispiele aus Nordwürttemberg stellt das Folgende den Versuch dar, eine Übersicht über den städtebaulich-planerischen Umgang mit der Stadtbesfestigung in solchen kleineren Städten zu geben. Dazu sollen die Einzelbeobachtungen vier ortsunabhängigen städtebaulichen Entwicklungsansätzen zugeordnet werden, die sich teilweise an großstädtischen Vorbildern orientieren und mit denen sich zugleich eine zeitliche Reihenfolge andeutet.

Zunächst und zur Relativierung der folgenden Gliederung muss jedoch in Erinnerung gebracht werden, dass die praktischen und theoretischen Rahmenbedingungen im 19. Jahrhundert lange Zeit wenig dazu angetan waren, allgemeinverbindliche stadtplanerische Gestaltungsgrundsätze entstehen zu lassen. An städtebaulichen Planungsinstrumenten standen bis in die 1890er

Jahre lediglich Flucht- oder Baulinienpläne zur Verfügung. Diese vermochten aber nur Verlauf und Form von Straßen und Plätzen festzulegen. Die Bebauung und Gestaltung der davon umschlossenen Grundstücksflächen war Privatsache, auf die nur durch Bauordnungen Einfluss genommen werden konnte. Für die Ausbildung des entsprechenden Baupolizeirechts war die Landesregierung zuständig, die aber mehr als Planprüfungsinstanz in Erscheinung trat. Die Neue Allgemeine Bauordnung für das Königreich Württemberg von 1872 forderte von den Städten zwar die Aufstellung von Ortsbauplänen insbesondere, „wenn und soweit für unbebaute Flächen eine ausgedehntere Überbauung in Aussicht steht.“ Gemäß Artikel 2 konnten die Gemeinden nach ihren individuellen Bedürfnissen in Form von Ortsbaustatuten jedoch weitere baupolizeiliche Vorschriften aufstellen, wovon etliche Städte, so z.B. 1876 Schwäbisch Gmünd, auch Gebrauch machten.

Als wissenschaftliche Disziplin begann sich der Städtebau erst gegen Ende des Jahrhunderts zu etablieren. 1876 erschien das erste deutschsprachige Lehrbuch, die Abhandlung über „Stadterweiterungen in technischer, baupolizeilicher und wirtschaftlicher Beziehung“ von Reinhard Baumeister, Professor an der Technischen Hochschule in Karlsruhe. Zwei Hauptaufgaben habe der Städtebau, hieß es darin, „neue Wohnungen zu schaffen und den Verkehr zu erleichtern“. Der enzyklopädische Band „Der Städtebau“ des Kölner Stadtbaurates Hermann Joseph Stübgen folgte erst 1890 und steht eigentlich schon am Beginn der städtebaulichen Reformbewegungen im frühen 20. Jahrhundert.

Mehr Durchlässigkeit der Stadtbefestigung

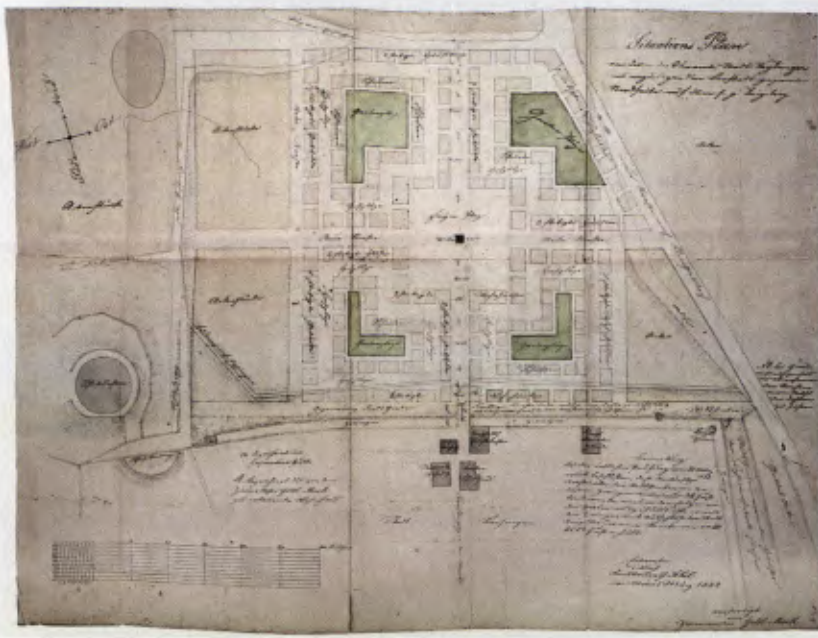
Wenn es ein zentrales Anliegen städtebaulicher Planung im 19. Jahrhundert gab, wie auch aus der zitierten Formulierung von Baumeister hervorgeht, dann war das die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse. Dies galt besonders für die Verbindung der Innenstädte mit den entstehenden oder geplanten neuen Stadtteilen. Erreicht werden konnte das nur, wenn es gelang, die trennende Wirkung der Stadtbefestigung zu verringern. Einer Beseitigung der Stadtmauer stand freilich entgegen, dass gerade kleinere Städte oft dicht bebaut und Scheunen, aber auch Wohnhäuser, häufig an und auf den Mauern errichtet worden waren. Fortifikatorisch zwar längst überholt, verhinderte der Mauerring außerdem immer

noch das nächtliche Eindringen von Räuberbanden und anderem Gesindel in die Stadt und erschwerte armen Leuten den Felddiebstahl außerhalb. Noch in den 1820er Jahren wurden dazu in Esslingen die Stadttore im Sommer von 10 Uhr abends bis 3 Uhr morgens, im Winter von 6 Uhr abends bis 6 Uhr morgens durch Gatter verschlossen.

In vielen kleineren Städten blieb so die Ummauerung erhalten; in großer Zahl beseitigt wurden jedoch die mittelalterlichen Toranlagen. „Forderungen des Verkehrs, und zwar sehr oft mißverständene oder anders zu befriedigende, haben leider viele Thorbauten noch in unserer Zeit ohne Noth aus künstlerischer Unkenntniß dem Untergange geweiht“, beklagte Hermann Joseph Stübgen 1890 in seinem Lehrbuch. Für zahlreiche Städte kam die Kritik allerdings zu spät. In der ehemals



1 Vordere Schmiedgasse und Schmederturm in Schwäbisch Gmünd.



freien Reichsstadt Schwäbisch Gmünd beispielsweise hatte man schon 1804 das Waldstetter Tor, 1811 das Bockstor und 1827 das Ledertor abgerissen. Erhalten geblieben sind nur der Schmiederturm und der Rinderbachertorturm, die jedoch freigestellt wurden (Abb. 1). In Ellwangen war bereits 1823 das Steintor im Südwesten abgebrochen worden, 1843 folgte das Schmied- oder Jagsttor und noch 1882 als drittes und letztes auch das Obere oder Schlosstor zwischen der mittelalterlichen Kernstadt und der barocken Schlossvorstadt. Vor 1829 wurde zudem in der nördlichen Stadtmauer, östlich einer spätmittelalterlichen Mauerpforte, eine vierte große Öffnung im Befestigungsring geschaffen.

Ein anderes frühes Beispiel für einen zusätzlichen, im Rahmen von Stadterweiterungsplänen realisierten Stadtausgang findet sich in der württembergischen Oberamtsstadt Vaihingen an der Enz. 1829, auf der Erstausgabe der Württembergischen Flurkarte von 1832 ist er bereits dargestellt, erfolgte dort ein Durchbruch durch die nordöstliche Stadtmauer in Verlängerung der Schulgasse. Dieser stand im Zusammenhang mit der Anlage einer neuen Vorstadt im so genannten Taigtrog, für die Kreisbaurat Abel im März 1832 einen Entwurf vorlegte (Abb. 2). Abel plante, die Schulgasse als gerade Achse in Richtung Nordosten fortzusetzen und von einer gleich breiten Querstraße auf halber Strecke rechtwinklig kreuzen zu lassen. Der Schnittpunkt der beiden Straßenachsen sollte zu einem zentralen, quadratischen Platz mit einem Brunnen im Mittelpunkt aufgeweitet werden. Als Bebauung waren umlaufende Reihen traufständiger, zweigeschossiger Wohnhäuser vorgesehen. Das Innere der Baublöcke sollte nach streng regelmäßigem Schema in „Hofplätze“, „Scheuern“ und „Gartenplätze“ aufgeteilt werden.

Der Planentwurf, der formal an Idealstadt-Planungen des 16./17. Jahrhunderts erinnert, kam allerdings nicht zur Ausführung. Verwirklicht wurden nur das Straßenkreuz und die Anlage der heutigen Grabenstraße auf dem aufgefüllten Stadtgraben. Die entsprechenden Baulinien enthielt auch der am 15. März 1842 von der Königlichen Kreisregierung genehmigte, 1865 neu gefertigte und ergänzte Stadtbauplan (Abb. 3). Im übrigen legte dieser jedoch ein einfaches, orthogonales Straßennetz über das Stadterweiterungsgebiet nordöstlich der Altstadt. Außerdem sahen die festgesetzten Baulinien die Verbreiterung und Begradigung der Schulgasse zwischen der neuen Stadtmaueröffnung und dem Marktplatz vor. Vollzogen wurde dieser Straßendurchbruch jedoch erst Ende des 19. und in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts (Abb. 4).

Nach 1850 häuften sich dann die Beispiele für die Schaffung zusätzlicher Stadtmaueröffnungen.



2 „Situationsplan von der in der Oberamtsstadt Vaihingen neu anzulegenden Vorstadt“, Entwurf von Kreisbaurat Abel 1832.

3 Stadtbauplan für Vaihingen an der Enz von 1865.

Treibende Kraft war nun der auch in Württemberg kurz vor der Jahrhundertmitte einsetzende Ausbau des Eisenbahnnetzes. In der Regel entstanden die Bahnhöfe vor den Stadtmauern an Standorten, die sich vornehmlich an bahntechnischen und finanziellen Vorgaben orientierten. Um eine nach damaligem Verständnis verkehrsgerechte Anbindung an das Stadtzentrum herzustellen, blieb häufig nur die Möglichkeit, neue Straßenachsen durch den Mauerring zu legen. So wurde beispielweise in Schwäbisch Hall im Gefolge des Bahnanschlusses 1862 die Lange Straße in der Katharinvorstadt, die seit dem 15. Jahrhundert an der Stadtmauer endete, wieder nach Süden geöffnet und teilweise verbreitert und begradigt.

Nicht selten wurde mit dem Eisenbahnbau auch unmittelbar in die Stadtbefestigung eingegriffen. In Ellwangen zum Beispiel kam die Trasse des 1865–69 ausgebauten Streckenabschnittes Goldshöhe – Crailsheim auf dem Gelände des westlichen Stadtgrabens, dem so genannten Mühlgraben zu liegen. In Esslingen fielen der am 26. November 1845 eröffneten Bahnstrecke Cannstatt – Esslingen die Südwestecke der Ummauerung der Pliensäuvorstadt zwischen dem Pliensautorturm und der Kronenstraße sowie Teile des Sirnauer Klosters zum Opfer (Abb. 5). Für den abzubrechenden Stadtmauerabschnitt erhielt die Stadt 7000 fl., die für die Bahntrasse erforderlichen, im Gemeindebesitz befindlichen Allmandstücke trat sie unentgeltlich ab.



Als städtebaulich-planerisch optimale Verbindung zwischen Bahnhof und Stadtkern galt eine möglichst geradlinige, senkrecht auf die Bahntrasse zuführende Achse, bei der das Bahnhofsgebäude als point de vue wirken konnte. Konsequenterweise wurden diese Kriterien beispielsweise bei der Bahnhofstraße in Öhringen. Der Bahnanschluss der ehemaligen hohenlohischen Residenzstadt erfolgte am 4. August 1862, wobei der Bahnhof, anders als ursprünglich geplant, auch in Öhringen nicht innerhalb, sondern nördlich vor der Stadt zu liegen kam. Die Bahnhofstraße, die vom Bahnhof in gerader Linie direkt zum Hafenmarkt in der Altstadt führt und dort auf die alte West-Ost-Achse der Poststraße stößt, wurde in den 1870er Jahren angelegt. Die 1885 ergänzte und erweiterte Aufnahme der württembergischen Landesvermessung zeigt sie bereits als Bestand, jedoch noch weitgehend unbebaut. Um die Jahrhundertwende wurde östlich parallel zur Bahnhofstraße sogar noch ein zweiter Durchbruch, die heutige Bismarckstraße, zwischen Post- und Alter Straße projiziert.

4 Straßendurchbruch der Heilbronner Straße (vormals Schulgasse) in Vaihingen an der Enz, Blickrichtung zum Marktplatz.

5 Bahntrasse durch die ehemalige Pliensäuvorstadt in Esslingen am Neckar, links der Pliensautorturm.

6 Gebiet der späteren Bahnhofstraße in Esslingen am Neckar, Ausschnitt aus der Württ. Flurkarte von 1824.

In Esslingen legte der Stadtbauinspektor Seitz bereits Anfang 1847, drei Monate nachdem die Bahn Esslingen erreicht hatte, erste Pläne für eine Verbindungsstraße vom Bahnhof zur Innenstadt vor. Ihre Verwirklichung ließ jedoch auf sich warten. Vorerst benutzte man noch einen vor der Stadtmauer am Schelzkirchhof entlangführenden Fußweg (vgl. Abb. 6). Dieser wurde 1847 auf Bit-

ten der Grundstücksanlieger verbreitert und hat sich im Verlauf der Schwanengrabenstraße bis heute erhalten. Den Ausbau eines ersten Teilstücks der neuen „Bahnhofszufahrtsstraße“, so der offizielle Name des Projektes, genehmigte die Regierung des Neckarkreises im Sommer 1857. Wie die Eintragungen im Ortsbauplan der Stadt Esslingen aus dem Jahr 1865 zeigen, sollte sie vom Bahnhof ausgehend in gerader Richtung auf den Schelztorturm zuführen, was den Abbruch des verbliebenen Abschnitts der Pliensaustadtmauer erforderlich machte. Von vornherein geplant war auch eine Querverbindung zur Ehnisgasse nach Osten und in das neue Quartier auf dem Schelzwesen nach Westen, die spätere Martinstraße (Abb. 7). Am 18. März 1869 beschloss der Gemeinderat schließlich auch den geradlinigen Durchbruch durch den mittelalterlichen Baubestand bis zum Rossmarkt und die Eröffnung der Martinstraße (vgl. Abb. 8).

Anders als das spätere einheitliche Erscheinungsbild vermuten lässt, konnte der Anlage einer zeitgemäßen Bahnhofstraße also ein durchaus langwieriger Planungs- und Realisierungsprozess zugrunde liegen. Vollendet war die Esslinger Bahnhofstraße jedoch erst mit der Verlängerung zum Spitalplatz nach Fertigstellung der neuen Agnesbrücke im November 1893. Inzwischen war freilich der alte Bahnhof zu klein und 1883 durch ein neues Empfangsgebäude am Ende der parallelen Friedrichstraße ersetzt worden; die Bahnhofstraße führt seitdem ins Nichts (vgl. Abb. 9).



7 Planung der Bahnhofstraße in Esslingen am Neckar, Ausschnitt aus dem Ortsbauplan von 1865.

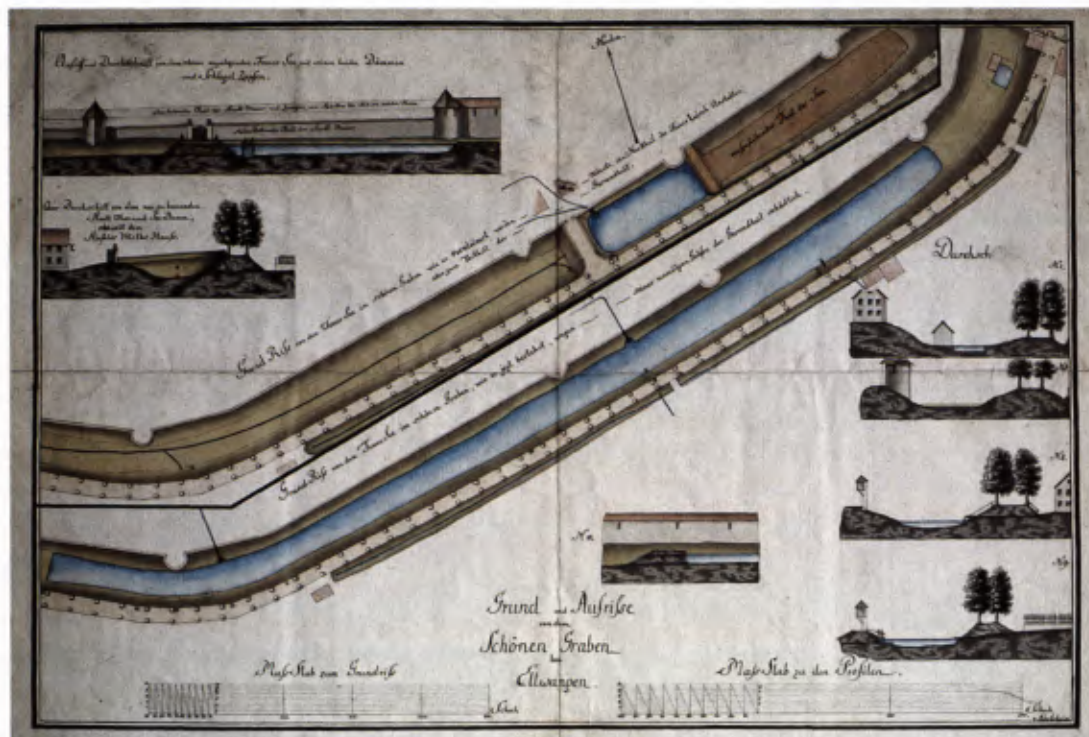
8 Gebiet der Bahnhofstraße in Esslingen am Neckar, Ausschnitt aus der rektifizierten Württ. Flurkarte von 1870.



9 Gebiet der Bahnhofstraße in Esslingen am Neckar, Ausschnitt aus der rektifizierten Württ. Flurkarte von 1914.



10 Grund- und Aufrisse zur Umgestaltung des Schönen Grabens in Ellwangen (Jagst) um 1820.



Umwandlung der Befestigungsanlagen in Grünflächen

Anders als der Anschluss an den Schienenverkehr, der die Städte im 19. Jahrhundert vor eine ihnen bis dahin unbekannt Aufgabe stellte, hat die Grünflächennutzung des Befestigungsgeländes eine lange Tradition. Bürgergärten in den Gräben der Stadtbefestigung sind in zahlreichen Städten bereits für das ausgehende Mittelalter belegt. Häufig wurden sie ohne Genehmigung angelegt, was zu ständigen Auseinandersetzungen mit der Obrigkeit führte. Im 18. Jahrhundert begannen dann verschiedene Städte damit, Grabenabschnitte in einheitliche, kleine Gartenparzellen aufzuteilen und diese an die Bürger zu vergeben. Die Grabengärten im württembergischen Niedernhall müssen 1750 bereits bestanden haben, führten doch in diesem Jahr Ausbesserungsarbeiten an der Stadtmauer zu erheblichen Schäden an den „Sommergärtlein“, die aus der Stadtkasse beglichen wurden. In nicht wenigen kleineren Städten hat die private Gartennutzung der ehemaligen Stadtgräben das 19. Jahrhundert überdauert und sich bis heute erhalten.

Großstädtischen Vorbildern folgend bemühten sich im 18. Jahrhundert einzelne Städte außerdem darum, ihre Wehranlagen in Promenaden umzugestalten. So regte um 1738 in Ellwangen der fürstliche Stadt- und Landbaumeister Arnold Friedrich Prahl an, dass „um die ganze Stadt herum spaziergänge oder alleen von linden=, nuß= und castanien=bäumen angeleget“ werden sollen. In den 1750er Jahren wurde die Anregung umgesetzt, dazu der Wall vor dem südlichen

Stadtgraben verebnet und mit einer Lindenallee bepflanzt. Schon im 18. Jahrhundert als „hochschattiger Wandelgang gerühmt erhielt die Anlage später den Namen Schöner Graben“.

In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wurde die Einrichtung von Promenaden auf den ehemaligen Wällen dann zum weit verbreiteten Phänomen. Alleen vor den Stadtmauern zeigen die Erstaussgaben der Württembergischen Flurkarten aus der Zeit um 1830 außer in Ellwangen beispielsweise auch in Bad Mergentheim, Schwäbisch Gmünd und Giengen an der Brenz. Über Letztere heißt es in der 1830 verfassten historisch-topografischen Beschreibung von Rudolph Friedrich Heinrich Magenau: „Von dem Heidenheimer Thor bis zu dem Memminger Thor, wohin zuvor ein elender, meist durch aufgeschichtetes Holz versperrter Weg führte, ist jetzt eine liebliche Allee von Bäumen angelegt, der Boden planirt und zu einem einladenden Spaziergange zugerichtet.“

Dass zumindest in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Verfüllung der Stadtgräben und die Anlegung von Gärten nicht nur Nützlichkeitsüberlegungen folgte, sondern auch der Verschönerung der Stadt dienen sollte, belegen die Planungen der ehemaligen fürstpröbstlichen Residenzstadt Ellwangen. So überlegte man in Ellwangen um 1820, den am Schönen Graben erhaltenen, als Feuersee genutzten Stadtgraben aufzustauen und in großen Teilen trockenzulegen. In einer dafür angefertigten, undatierten Zeichnung ist der Grabengrundriss einmal im Bestand dargestellt und darüber, „wie er verkleinert werden könnte, ohne Nachtheil der Feuer Löschanstalten, aber zum Vortheil der Gesundheit“.

Mit der Umgestaltung des Graben sollte gleichzeitig die Höhe der Stadtmauer zwischen den Wehrtürmen reduziert und in Verlängerung des zur Aufstauung erforderlichen Dammes ein neuer Stadtausgang geschaffen werden (Abb. 10). Der Vergleich mit der Flurkarte von 1829 lässt erkennen, dass die Planung auch zur Ausführung kam. Abweichend vom ursprünglichen Konzept wurde jedoch auf die Errichtung eines Staudamms verzichtet und einfach ein Abschnitt des Stadtgrabens am unteren, westlichen Ende als Feuersee erhalten. Bereits am 24. Juni 1823 hatte die Stadt zudem Bedingungen und Auflagen verhandelt und durch Ausruf öffentlich gemacht, unter denen die auf dem trockengelegten und aufgefüllten Grabengelände gewonnenen Gartengrundstücke verkauft werden sollten. Besonderes Augenmerk galt dabei der Nutzung und Gestaltung der Gärten. Gefordert wurde beispielsweise: „Da man durch Trockenlegung des Stadtgrabens Verschönerung an der Umgebung der Stadt beabsichtigt, so dürfen in den neu angelegten Gärten zu keiner Zeit Dunglagen, Holzbeugen, Schweineställe und Hütten angebracht werden, und selbst bei Errichtung von Gartenhäuschen muss Reinlichkeit und Regelmäßigkeit beobachtet werden.“ Für Gartenhäuser sollten dem Stadtrat vor Baubeginn Risse vorgelegt werden; der Bau von Wohnhäusern oder Scheunen in den Gärten war grundsätzlich untersagt. Erlaubt wurde den Eigentümern hingegen, „eine Thüre in die Stadtmauer einzurichten, welche aber bei Nacht wohl verschlossen seyn muss.“

Noch in den 1830er/40er Jahren ging die Stadt Ellwangen daran, den auf den Wehranlagen entstandenen Grünring mit Hilfe eines vom damaligen Kreisbaurat Fischer gefertigten Baulinienplans auch planungsrechtlich abzusichern (Abb. 11). Dazu setzte der Plan im Südosten und Norden der Altstadt Baulinien nur außerhalb der ehemaligen Wälle fest und wies für das frühere Befestigungsgelände keine Bebauungsmöglichkeiten aus. Eine im nördlichen Stadtgraben – wohl auf ausdrückliches Verlangen von Grundstückseigentümern – einpunktete Baulinie versah Fischer mit dem Hinweis, sie sei lediglich für den Fall dargestellt worden, „daß dort die Errichtung von Gebäuden genehmigt würde“. Tatsächlich wies die Stadt bis Ende des Jahrhunderts jedoch alle Gesuche, die Gärten in den Gräben zu überbauen, zurück. Für den Westabschnitt der Stadtbefestigung dagegen sah man nun, wie in zahlreichen anderen Städten zur gleichen Zeit auch, die Anlage einer beidseitig bebaubaren Ringstraße vor. Durch die Trassierung der Eisenbahn wurde diese Planung in Ellwangen allerdings schon bald wieder hinfällig.

Anlage von Ringstraßen anstelle der Stadtbefestigung

Auch in den hier behandelten Städten gehört die Projektierung und Anlage von Ringstraßen auf dem Gelände der Stadtbefestigung zu den am weitesten verbreiteten städtebaulichen Planungen im 19. Jahrhundert. Zu Entfestigungen und



11 Baulinienplan der Stadt Ellwangen (Jagst) von 1843.

planmäßigen Stadterweiterungen ist es in kleineren Städten vereinzelt aber auch schon im 18. Jahrhundert gekommen. So wurde beispielsweise in Leonberg der östliche Stadtgraben bereits 1786 verfüllt und in den Jahren 1789 bis 1804 regelmäßig mit geradlinig fluchtenden, zweigeschossigen Traufenhäusern bebaut.

Ein typisches Beispiel für eine kleinstädtische Ringstraßenanlage im 19. Jahrhundert ist die heutige Hindenburgstraße in Herrenberg, das 1806 zur württembergischen Oberamtsstadt erhoben worden war. Der ursprünglich Gartenstraße genannte Straßenzug folgt der Trasse eines Wegs, der vor dem südlichen Stadtgraben verlief und die alten Vorstädte vor dem Tübinger und dem Bronntor miteinander verband. Der Planung in den 1870er Jahren vorausgegangen war die Erbauung des Oberamtsgerichtes, das bereits 1830/31 als einer der ersten Neubauten außerhalb des mittelalterlichen Stadtgebietes an diesem Weg errichtet worden war. Die Baulinie für die sich nach Osten anschließenden Gartengrundstücke entlang des Stadtgrabens wurde am 26. März 1873 genehmigt. Die Bebauung selbst erfolgte mit ähnlich gestalteten, zweigeschossigen, traufständigen Satteldachhäusern, die sich mit der Fassade der neuen Straße zuwandten (Abb. 12). Dahinter, zum ehemaligen Stadtgraben hin, schlossen sich ungeordnet zum Teil gewerblich genutzte Neben- und Rückgebäude an (Abb. 13). Mit der Anlage der Ringstraße wurde gleichzeitig ein neuer Stadt- ausgang nach Süden geschaffen und durch den 1876/77 errichteten Bau der „Neuen Schule“ städtebaulich akzentuiert.

Die Gartenstraße in Herrenberg entsprach damit weitgehend den Forderungen Reinhard Baumeisters, der in seinem bereits erwähnten Lehrbuch über Stadterweiterungen 1876 verlangt hatte: „Auf der freigelegten Zone der ehemaligen Festungswerke sind sodann neue Straßen zu entwerfen. Vor allem ist dabei die äußere Häuserflucht der alten Stadt zu unterdrücken, denn sie läuft in der Regel nach ganz unregelmäßigen Linien, fällt häufig wohl gar mit der alten Stadtmauer zusammen, und zeigt gewöhnlich die erbärmlichsten Bauten. Man lege also die neue Ringstraße in einen so großen Abstand vor jene Häuserreihen, daß tiefe Blöcke entstehen, in welchen Neubauten noch vorgesetzt werden können. Die letzteren werden zweckmäßig in geschlossener Reihe errichtet, um das dahinter liegende alte Bauwesen ähnlich zu verstecken, wie es bisher die Stadtmauer getan hatte.“

Ähnliche Lösungen, bei denen man nicht gezwungen war, die Stadtmauer abzureißen, lassen sich in zahlreichen Städten finden. So hatte zum Beispiel in Waiblingen die Stadt bereits in den 1830er Jahren, nachdem die gesamte Stadt-



befestigung von der Oberamtspflege in städtischen Besitz übergegangen war, die Zwingermauer und Zwingergärten zwischen Fellbacher und Schmidener Tor verkauft und das vor der Stadtmauer gewonnene Gelände bebauen lassen. Nach 1870 wurde in Markgröningen der Tuchgraben an der Nordseite der Stadt verfüllt und darauf unter Abbruch der Zwingermauer die schnurgerade Helenenstraße angelegt.

Einzigartig unter den nordwürttembergischen Städten im 19. Jahrhundert blieb dagegen die Anlage des Altstadtrings in Schwäbisch Gmünd. Den Anfang machte dort 1843/44 die Errichtung der Villa für den Fabrikanten Forster im westlichen Stadtgraben beim früheren Bockstor. Um 1860 begannen dann die Planungen für den sich nach Süden fortsetzenden Befestigungsstreifen. Eine undatierte Planzeichnung auf der Grundlage einer Erstausgabe der Württembergischen Flurkarte von 1831 zeigt übereinander zwei geringfügig voneinander abweichende Konzeptionen (Abb. 14). Auffallend ist bei beiden Varianten die Aufteilung des Befestigungsgeländes in lange, streifenförmige Bauflächen, die an den Schmalseiten halbrund enden. Beim möglicherweise ers-

12 *Bebauung an der Hindenburgstraße (vormals Gartenstraße) in Herrenberg (Foto 1993).*

13 *Rückseiten der Bebauung an der Hindenburgstraße in Herrenberg, links die Stadtmauer (Foto 1993).*



ten Entwurf waren zwei derartige Baufelder vorgesehen, von denen das längere mittig geteilt war. Diese sollten von zwei neuen Straßen begleitet werden, die zwischen der Bocks- und der Ziegelgasse eine geradlinige Verbindung hergestellt hätten. Davor wäre ein schmaler Grünstreifen zu liegen gekommen.

Genehmigt wurden am 30. März bzw. 13. April 1863 allerdings die alternativen, nur als Umriss eingetragenen Baulinien für drei entsprechende Baublöcke, die im Grabenbereich liegen und den leicht abknickenden Verlauf der Stadtmauer nachvollziehen sollten. Dadurch folgte die neue Ringstraße der Trasse der inneren Mauergasse; den äußeren Abschluss bildete die bereits bestehende Promenade entlang des Waldstetterbachs. Die Genehmigung umfasste auch das rechtwinkelige Straßennetz, mit dem das noch weitgehend unbebaute Gelände zwischen der spätmittelalterlichen Ummauerung und dem staufischen Stadtkern erschlossen und die Ringstraße, die spätere Parlerstraße, an die Kernstadt angebunden werden sollte.

Die bauliche Ausformung des Altstadtrings mit zwei- und dreigeschossigen, villenartigen Wohngebäuden, vornehmlich für Fabrikantenfamilien des Gmünder Edelmetallgewerbes, erfolgte zwischen 1864 und etwa 1890. Wie die rektifizierte Flurkarte von 1874 zeigt (Abb. 15), entstanden die ersten Häuser in der Regel an den abgerundeten Enden der Grundstücke und wurden von großzügigen Gartenanlagen umgeben (Abb. 16). Noch 1923 bestimmte eine Ortsbausatzung für das Gebiet des Rings einen Gebäudeabstand von mindestens 50 Metern und, dass die Zwischenräume „als Ziergärten anzulegen“ seien. Paragraf

14 Schwäbisch Gmünd, Württ. Flurkarte von 1831 mit Ringstraßenplanung um 1860.

15 Schwäbisch Gmünd, rektifizierte Württ. Flurkarte von 1874.

16 „Ring“-Bebauung zwischen Parler- und Robert von Ostertag-Straße in Schwäbisch Gmünd.



1 der Satzung forderte außerdem, dem Äußeren der Gebäude „eine ihrer bevorzugten Lage entsprechende architektonische Ausgestaltung“ zu geben. Die Bebauung auf der Innenseite der abgetragenen Stadtmauer zog sich bis zur Jahrhundertwende hin und blieb hinsichtlich Vollständigkeit und architektonischem Aufwand hinter der auf dem ehemaligen Graben zurück.

Bereits in den 1870er Jahre übertrug man das charakteristische Gestaltungskonzept des südwestlichen Altstadtrings dann auch auf das Befestigungsgelände im Südosten. Wieder waren hauptsächlich Fabrikanten die Träger der Bebauung, die hier aber bescheidener ausfiel, mit nicht so repräsentativen Gebäuden und weniger großen Gartenflächen wie an der Parlerstraße. Dessen ungeachtet wurde die so entstandene Königsturmstraße noch um 1920 von Georg Stütz in seinem Stadtführer als „eine der schönsten der neuen mit gefälligen, mitunter vornehmen Gebäuden, schmucken Gärten“ gelobt.

Auflösung des Befestigungsringes durch großflächige Überplanung

Trotz der Schleifung der Befestigungsanlagen und dem Ausgreifen der städtebaulichen Neugestaltung in die angrenzenden Altstadtgebiete ist in Schwäbisch Gmünd die Kontur der mittelalterlichen Stadt erhalten und ablesbar geblieben. Anders sieht die Situation in Esslingen, vor allem im Bereich der Esslinger Obertorvorstadt aus. Zu Esslingen sind allerdings einige Vorbemerkungen notwendig, stellt doch die bis 1803 freie Reichsstadt unter den in diesem Rahmen vorgestellten Städten einen Sonderfall dar. So zählte Esslingen der Stadtfläche und Einwohnerzahl nach schon am Ende des 18. Jahrhunderts eher zu den kleineren Mittelstädten. Im Verhältnis zu anderen Städten des 19. Jahrhunderts erfolgte zudem in Esslingen die Industrialisierung außergewöhnlich früh und rasch, und auch die Bevölkerungszunahme der Stadt im 19. Jahrhundert lag über dem Durchschnitt. Dies führte dazu, dass sich die Stadt bereits in den 1830er Jahren über die mittelalterlichen Stadtgrenzen hinaus zu entwickeln begann.

Nach Borst wurde ein erster Stadtbauplan in Esslingen 1833 aufgestellt. 1838 entstand auf Weisung der Regierung ein weiterer Planentwurf, den der Stadtrat am 14. Dezember des Jahres genehmigte. Da er die Interessen der Hausbesitzer zu wenig berücksichtigte, wurde dieser jedoch mit der Bitte, ihn zu revidieren, vom Oberamt zurückgegeben. Im März 1840 ging der von Bauinspektor Beckh überarbeitete Plan erneut an das Oberamt, das im Folgejahr immer noch Verhandlungen darüber führte. Mitte der 1840er Jahre er-



folgten dann neue Aufnahmen der Stadt im Rahmen der allgemeinen Landesvermessung. Auf dieser Kartengrundlage entstand auch der neue Ortsbauplan, den die Königliche Kreisregierung am 10. Juni 1865 schließlich genehmigte. Das räumliche Schwergewicht dieser Planung lag im Bereich der Pliensauvorstadt und hatte die Anlage der Bahnhofstraße und die Neuordnung des Schelzwasens zum Inhalt.

Erste Festsetzungen waren in dem Ortsbauplan von 1865 aber auch schon für die Obertorvorstadt getroffen. Diese war 1330 ummauert worden und umfasste eine Fläche von beinahe 15 Hektar. Noch in den 1820er Jahren bestand das Gebiet innerhalb des Mauerrings zum größten Teil aus Baumgärten. Bebaut war, abgesehen vom Klosterkomplex der Klarissen, nur die alte Ausfallstraße vor dem Wolfstor, die Obertorstraße, die das Gelände diagonal durchquerte (Abb. 17).

Kernstück der Planung von 1865 im Bereich der Obertorvorstadt war die Anlage eines dreiteiligen dem Verlauf der Stadtbefestigung folgenden Straßenzuges, wobei die Trasse im Norden vor der Stadtmauerlinie, im Osten – heute die Blumenstraße – und Süden innerhalb, auf dem inneren Mauerweg, projektiert worden war. Der nördliche Straßenzug, die spätere Ottilien- und heutige Richard-Hirschmann-Straße, sollte im Bereich des Ottilienplatzes Anschluss an die Kernstadt finden. Die Ausrichtung der südlichen Straßenachse intendierte eine Verlängerung nach Westen zum Bahnhof, die aber nur für das Gebiet der Pliensauvorstadt zeichnerisch dargestellt ist. Diese Verbindung, die heutige Neckarstraße, sah schon der Stadtbauplan von 1840 vor, doch war sie auf die Einwendungen von Bürgern hin bereits im März 1846 aufgegeben worden. Für die innere Erschließung des Quartiers waren drei Querverbindungen von der Obertorstraße nach Norden, Süden und Südwesten vorgesehen, die zum Teil das vorhan-

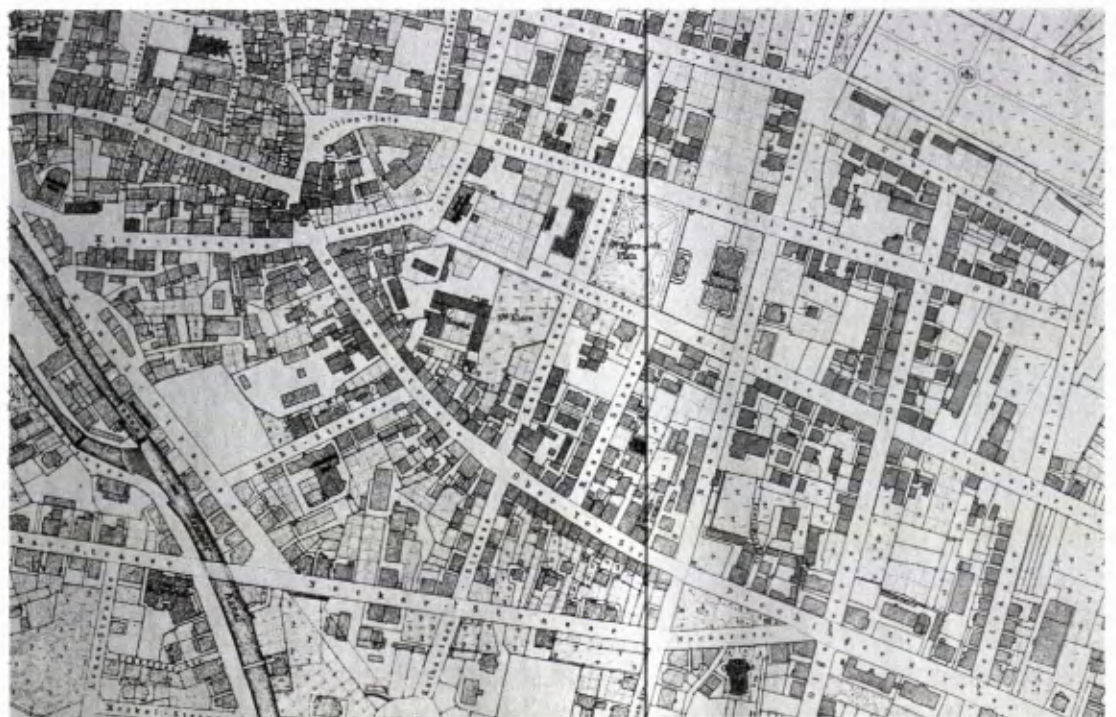
17 Obertorvorstadt in Esslingen am Neckar, Ausschnitt aus der Württ. Flurkarte von 1824.

dene Wegenetz aufgriffen. In schematisch rechteckige Baublöcke aufgeteilt wurde dagegen das nördlich der Vorstadt gelegene Gelände der Oberen Ebershalden-Gärten, östlich dessen 1844 der neue Ebershaldenfriedhof eröffnet worden war. Eine Realisierung des Ortsbauplanes war im Bereich der Obertorvorstadt in den 1860er Jahren allerdings noch nicht in Sicht. Die Grundlage dafür schuf erst ein Stadterweiterungsplan für die östlichen Stadtteile, der von dem Stadtgeometer Burkhardt Ende der 1870er Jahre angefertigt und durch Ministerial-Erlass vom 17. November 1884 genehmigt worden war. Dieser behielt zwar die Grundzüge der Planung von 1865 bei, sah gleichzeitig aber vor, das streng orthogonale Straßenraster der sich nun auch im Osten und Süden an die ehemalige Vorstadt anschließenden Stadterweiterungsgebiete auch innerhalb der spätmittelalterlichen Stadtläche fortzuführen. Dazu wurde mit der Klarastraße, heute Hindenburgstraße, eine zusätzliche West-Ost-Achse zwischen der Obertorstraße und der ehemaligen nördlichen Stadtmauer konzipiert. An der Nordseite, in der ehemaligen Nordostecke der Vorstadt, war die Anlage eines großen Stadtplatzes geplant, der 1893 und 1902 zugunsten der Errichtung der Mädchenrealschule und der Mädchenvolksschule jedoch wieder verkleinert wurde. Die schwerwiegende Planänderung gegenüber 1865 bedeutete allerdings die einfach durch den Bestand gezogene Trasse der Katharinenstraße, die westlich parallel zu den Nord-Süd-Achsen von Blumen- und Olgastraße die neuen Quartiere nördlich und südlich des Altstadtgebietes direkt miteinander verbinden sollte. Wie die rektifizierten Flurkarten von 1914 bzw.

1928 und der überlieferte Baubestand erkennen lassen, erfolgte die bauliche Umsetzung der Planung nur sehr zögerlich und blieb noch bis in das erste Viertel des 20. Jahrhunderts lückenhaft. Der charakteristische Grundriß der Esslinger Altstadt war in diesem Bereich freilich aufgelöst und die alte Obertorvorstadt in der neuen Oststadt aufgegangen (Abb. 18 und 19).

Zusammenfassung und Ausblick

Ziel des Beitrages war es, städtebaulich-planerischen Tendenzen im Umgang mit der Stadtbefestigung in kleineren Städten des 19. Jahrhunderts nachzuspüren. Trotz einer regional beschränkten Auswahl ließen sich dabei vier Planungsansätze ausmachen und durch Fallbeispiele belegen. Diese reichten von der bloßen Schaffung neuer Durchlässe in der Stadtbefestigung, der Umwandlung von Wällen und Gräben in Grünflächen über die Anlage von unterschiedlich dimensionierten Ringstraßen bis zur – im Fall von Esslingen – vollständigen Auflösung des Befestigungsringes durch großflächige Überplanungen. Bei der Mehrzahl der vorgestellten Planungsbeispiele handelte es sich jedoch weder um umfassende, die Stadtbefestigung in ihrer Gesamtheit erfassende Planungskonzepte, noch wurden die entsprechenden Planungsvorhaben zügig und konsequent umgesetzt. In allen Städten blieben daher die Entfestigungs- und Stadterweiterungsvorgänge des 19. Jahrhunderts im städtebaulichen Ergebnis bruchstückhaft, schlossen häufig Abschnitte vorindustrieller Nutzungs- und Gestaltungsweisen mit ein und wurden ihrerseits oft schon Ende des Jahrhunderts wieder von jün-



18 Obertorvorstadt in Esslingen am Neckar, Ausschnitt aus der rektifizierten Württ. Flurkarte von 1914/28.



19 Bebauung in der Obertorvorstadt in Esslingen am Neckar, Ecke Obertorstraße und Blumenstraße.

geren, anders gerichteten Entwicklungen überformt.

Das Befestigungsgelände kleinerer Städte in Nordwürttemberg blieb im 19. Jahrhundert somit in gleichem Maß Teil der alten Stadt wie es Teil der neuen Stadt wurde. Dies wirft selbstverständlich Probleme auf, wenn es heute darum geht, für solche Städte Schutzbereiche zum Beispiel als Gesamtanlagen gemäß Paragraph 19 Denkmalschutzgesetz Baden-Württemberg festzulegen und das Engagement der Gesellschaft zu deren Erhaltung einzufordern. Begegnen lässt sich diesen Schwierigkeiten nur, indem für jede einzelne Stadt die geschichtliche Bedeutung der städtebaulich-planerischen Maßnahmen des 19. Jahrhunderts sorgfältig ermittelt und begründet wird. Voraussetzung dafür ist, dass sie zum einen als historische kommunale Leistungen respektiert, zum anderen nicht an großstädtischen Maßstäben gemessen werden.

Quellen

Bauordnungsamt Schwäbisch Gmünd:
Ortsbausatzung „Ring“, 1923.

Stadtarchiv Ellwangen (Jagst):
Bedingungen für den Verkauf von Gartengrundstücken im Stadtgraben, 1823.
Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd:
Württembergische Flurkarte von 1831, Blatt NO 2848 und NO 2849, mit Einzeichnung der Baulinien Parlerstraße, um 1860.
Ortsbau=Statut von Gmünd. Genehmigt durch Erlaß des K. Ministeriums des Innern vom 28. März 1876, Nr. 379. Beilage zu Nr. 87 der Rems=Zeitung vom 13. April 1876.
Stadtarchiv Vaihingen an der Enz:
Situationsplan von der in der Oberamtsstadt Vaihingen neu anzulegenden Vorstadt gegen der Nordseite auf dem s.g. Teig=Trog, 1832.
Stadtbauplan von Vaihingen, 1865.
Stadtplanungsamt Ellwangen (Jagst):
Grund- und Aufriß von dem Schönen Graben bei Ellwangen, um 1820.
Baulinienplan der Stadt Ellwangen, 1843.
Stadtplanungsamt Esslingen am Neckar:
Ortsbauplan der Stadt Esslingen, 1865.
Stadterweiterungsplan für den östlichen Teil, 1884.
Stadtplanungsamt Herrenberg:
Baulinienplan Gartenstraße, 1873.

Literatur

Reinhard Baumeister: Stadterweiterungen in technischer, baupolizeilicher und wirtschaftlicher Beziehung. Berlin 1876.

Albrecht Bedal: Wohnungsbau und Stadtplanung in der zweiten Jahrhunderthälfte in Schwäbisch Hall. In: Elisabeth Schraut/Harald Siebenmorgen/Manfred Akermann (Hrsg.): Hall im 19. Jahrhundert. Eine württembergische Oberamtsstadt zwischen Vormärz und Jahrhundertwende (= Kataloge des Hällisch-Fränkischen Museums Schwäbisch Hall 5). Sigmaringen 1991, S. 86–98.

Otto Borst: Über Alt-Esslingen. Wandlungen eines Stadtgesichts. Esslingen am Neckar 1969.

Judith Breuer (Bearb.): Stadt Schwäbisch Gmünd, Ostalbkreis (= Ortskernatlas Baden-Württemberg 1.2). Stuttgart 1985.

Franz Bühler: Heimatbuch Leonberg. Stadtführung, Geschichte, Kulturgeschichtliches. Bietigheim 1954.

Peter Findeisen (Bearb.): Stadt Markgröningen, Landkreis Ludwigsburg (= Ortskernatlas Baden-Württemberg 1.7). Stuttgart 1987.

Josef Fischer: Ellwangen – Die gute Stadt. Ein Heimatbuch. Ellwangen (Jagst) 1961.

Edeltraut Geiger (Bearb.): Stadt Waiblingen, Rems-Murr-Kreis (= Ortskernatlas Baden-Württemberg 1.6). Stuttgart 1987.

Wolfgang von Hippel/Ute Mocker/Sylvia Schraut: Wohnen im Zeitalter der Industrialisierung. Esslingen am Neckar 1800–1914. In: Esslinger Studien 26 (1987), S. 47–270.

Eberhard Knoblauch: Die Baugeschichte der Stadt Öhringen vom Ausgang des Mittelalters bis zum 19. Jahrhundert. 2 Bde. o.O. [Stuttgart] 1991.

K. Statistisch-topographisches Bureau (Hrsg.): Beschreibung des Oberamts Ellwangen. Stuttgart 1886.

Rudolph Friedrich Heinrich Magenau: Historisch-topographische Beschreibung der Stadt Giengen an

der Brenz. Ein Beitrag zur Kenntniß des Brenzthales, aus sicheren Quellen zusammengetragen. Stuttgart 1830.

Stefanie Magyar: Das Ellwanger Bauwesen Mitte des 18. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der Bauordnung von 1738. Stuttgart (Magisterarbeit, Msch.Mskr.) 1997.

Jürgen Hermann Rauscher: Niedernhaller Heimatbuch (= Heimatbücherei Hohenlohekreis 7). Niedernhall 1981.

Friedrich von Schindler: Neue Allgemeine Bauordnung für das Königreich Württemberg mit den Vollziehungsverfügungen und den weiteren auf die Baupolizei sich beziehenden gesetzlichen Vorschriften. Handausgabe mit Erläuterungen. Stuttgart 1896.

Iris Sonnenstuhl-Fekete: Die Anlage der Esslinger Bahnhofstraße und der Bau der Agnesbrücke im 19. Jahrhundert. In: Esslinger Studien 33 (1994), S. 263–304.

Richard Strobel: Die Kunstdenkmäler der Stadt Schwäbisch Gmünd. 3. Profanbauten der Altstadt ohne Stadtbefestigung (= Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg). München/Berlin 1995.

Joseph Stübben: Der Städtebau (= Handbuch der Architektur IV/9). Darmstadt 1890.

G[eorg] Stütz: Gmünd in Wort und Bild. Zugleich ein Führer durch die Stadt. Schwäbisch Gmünd o.J. [1920].

Dem Beitrag liegt ein Vortrag zugrunde, den der Verfasser im Rahmen einer Tagung der Arbeitsgemeinschaft „Die Alte Stadt e.V.“ zum Thema „Was alles zählt heute mit zur Altstadt? Vom Umgang mit 'Störungen'“ am 7. Mai 1999 in Minden in Westfalen gehalten hat.

Dipl.-Geogr. Volkmar Eidloth
LDA · Bau- und Kunstdenkmalspflege
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart

„Die Unanständigkeit des Badens im See verbreitet sich“

Badehäuschen – kulturgeschichtliche Zeugnisse

Am baden-württembergischen Ufer gibt es nur sehr wenige Badehäuschen. Die denkmalpflegerische Bewertung dieser Kleinbauten und die Erhaltungspflicht stand und steht im Konflikt mit dem Naturschutz, der den Abbruch durchsetzen möchte. Grundlage dafür ist der „Schutz der Flachwasserzone“. Die Stadt Konstanz z. B. hätte dem Abbruch der beiden in ihrem Gemarkungsbereich gelegenen Badehäuschen auf der Grundlage des verbindlichen Teilregionalplanes „Bodenseeufer“ von 1984 und des Biotopenschutzgesetzes vom 19. 11. 1991 Anfang der 1990er Jahre zugestimmt. Das in diesem Konflikt um Entscheidung gebetene Regierungspräsidium Freiburg als Obere Denkmalschutzbehörde hat mit Schreiben vom 11. 5. 1993 „die Entscheidung über das Schicksal beider Häuschen bis zum Jahre 2005 zurückgestellt“.

Petra Wichmann

Baden im Bodensee war um 1850 für viele noch äußerst anrühlich. Jahrhundertlang war der Bodensee Verkehrsfläche, seine Gewässer wurden für Wirtschaftszwecke genutzt; die Lastensegler, die Fischer befuhren ihn, die Wäscherinnen knieten auf den Waschstaffeln und Stegen. Für's Badevergnügen wurde der See erst im Laufe des 19. Jahrhunderts entdeckt. Vorangegangen war in England bereits im 18. Jahrhundert die Entdeckung der mechanisch-therapeutischen Wirksamkeit des Meerwassers. Später wurde die „belebende und stärkende Wirkung des Badens“ auch an den Binnengewässern erprobt. Am Bodensee war die Militärbadeanstalt von 1825 in Bregenz die erste diesbezügliche Einrichtung. Ab

1840 begannen auch größere Städte, Aktiengesellschaften und Luxushotels, Seebadeanstalten für die Anwohner bzw. für ihre Gäste zu erbauen. Gebadet wurde getrennt nach sozialen Schichten und nach Geschlechtern.

Der Entdeckung des Seebadens für die Gesundheit um 1830 folgte die Entdeckung des Seebadens als Freizeitvergnügen. Wieder ging die Bewegung von England aus. Das Wort „Sport“ und das entsprechende Freizeitverhalten adliger Gäste aus England wurde am See 1867 staunend zur Kenntnis genommen. Um diese Zeit begannen auch Privatleute sich am Seeufer ihre Badehäuser einzurichten. Der Dichter Victor von Scheffel berichtete 1880 von der Mettnau an Freunde in



1 Badehaus der Grafen Bodman zu Bodman, Zustand nach der Renovierung von 1990.

Karlsruhe: „... es läßt sich hier des Seebadens und Stilebens gut pflegen“. Scheffel hat sich ein eigenes Badehäuschen erbauen lassen. (Das heutige Badehäuschen bei Scheffelstraße 14 in Radolfzell dürfte allerdings ein Nachfolgebau sein).

Badehäuschen dienten und dienen erstens dem bequemen Zugang zum Wasser, d.h. sie führen vom Ufer mit Hilfe eines Steges in eine Wassertiefe, in der ein Erwachsener noch gut stehen, aber auch schon schwimmen konnte bzw. kann – das ändert sich natürlich je nach Wasserstand. Gerade am Bodensee mit seinen steinigten bzw. schlammigen und verschilften Flachwasserzonen ist das ein Komfort für die Badenden. Zum zweiten dienen die Badehäuschen als Umkleidekabinen. Drittens hatten sie – ähnlich wie die fahrbaren Badekarren – die Aufgabe, den Badebereich abzusichern. Die ersten Badebegeisterten konnten oft nicht schwimmen und planschten an geschütztem Ort im Wasser. Auch galt es nicht als fein, sonnengebräunt zu sein. Vor allem aber sollten die Badenden keinen neugierigen Blicken ausgesetzt sein. Diese Einstellung wurde – nach dem baulichen Bestand der Badehäuschen zu schließen – gerade für Frauen lange aufrecht erhalten. Das Untergeschoss der Badehäuschen umschloss entweder getrennte Bademöglichkeiten für Männer und Frauen oder nur das Frauenbad.

Eine junge Konstanzerin berichtete 1867 von der Weltausstellung in Paris an ihre zu Hause geblie-

bene Freundin über die Bademoden „...fahren wir noch zwei Tage nach Trouville, dem berühmten Badeort. Ganz Paris soll dort zu sehen sein, und zwar in den entzückendsten Badekostümen, welche die Pariser Modekünstler geschaffen haben. Wir haben uns auch zwei kaufen dürfen...Also unwiderstehlich werden wir darin aussehen! Auch Du wirst Augen machen, denn es sind keine Badkleider mit langen Schößen bis über die Knie, wie wir sie am Bodensee tragen, sondern eng anliegend, weit ausgeschnitten und kurz, ein bißle unpassend, aber reizend.“

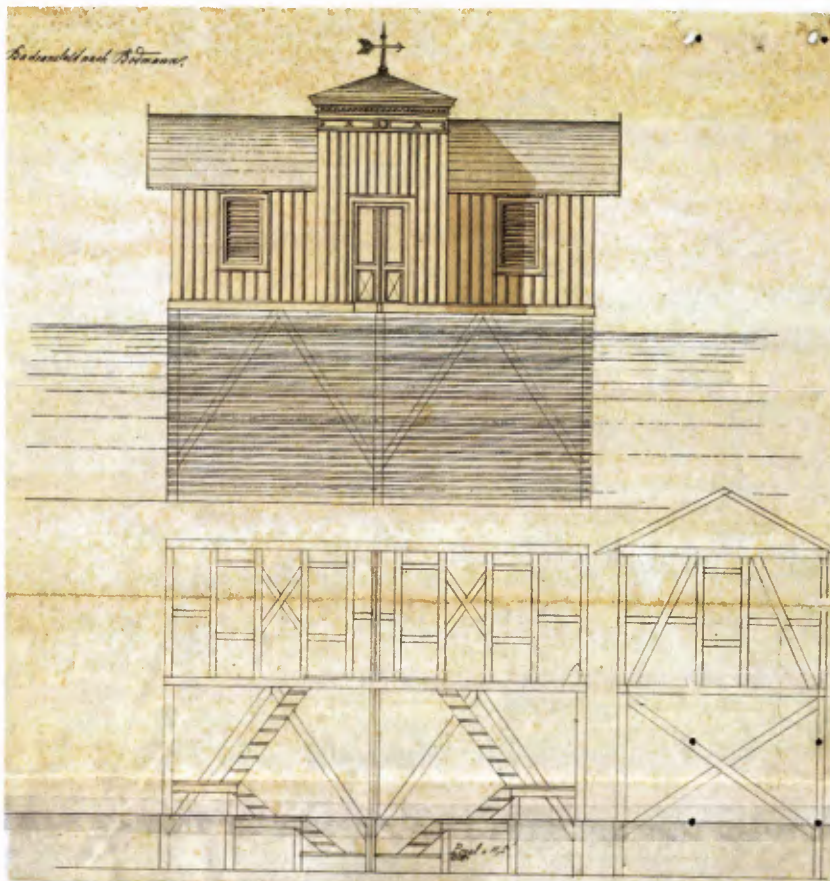
Es werden im folgenden vier Badehäuschen aus den Gemeinden Bodman und Radolfzell, also vom westlichen Bodensee, vorgestellt: Gemeinsam ist den großen öffentlichen Seebädern wie auch den privaten Badehäuschen, dass es auf Pfahlkonstruktionen aufruhende, durch Stege mit dem Ufer verbundene Holzbauten sind.

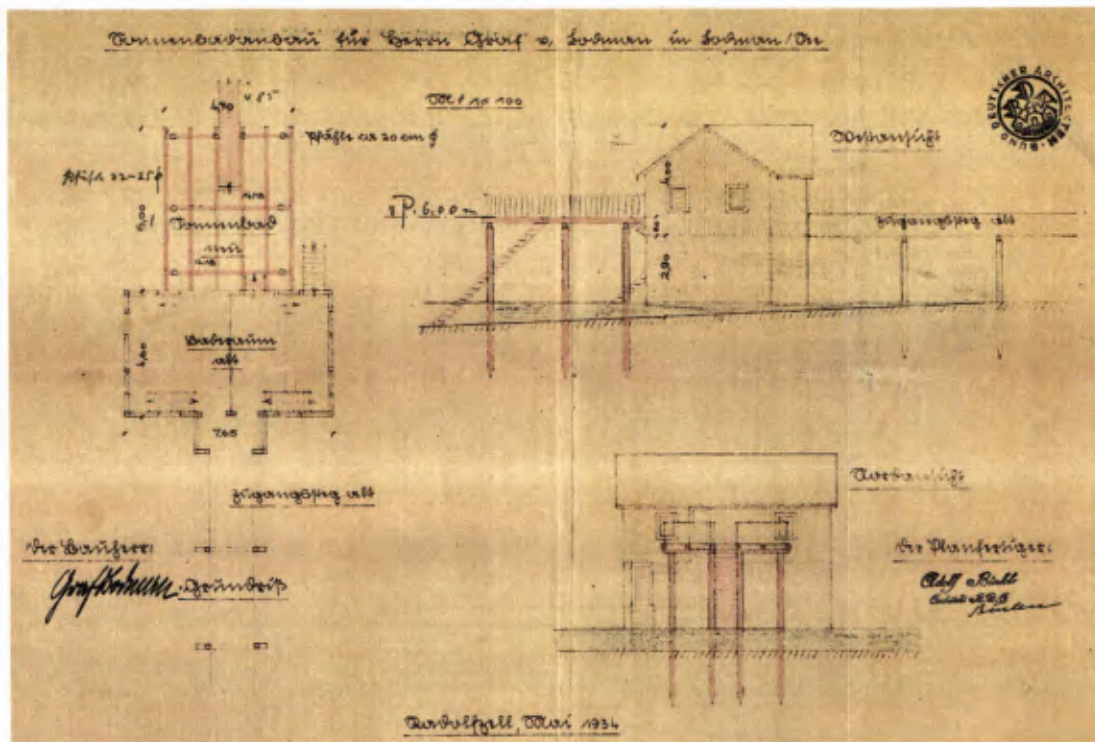
Das von Bodmansche Badehaus

Die Grafen von Bodman zu Bodman, deren Stammsitz mit seinem Park bis zum Seeufer reicht, ließen sich 1870 ein eigenes Badehäuschen erbauen (In der Stelle 1, Flst.-Nr. 250/1, Abb. 1–3). Der kleine, längsrechteckige Bau unter flach geneigtem Satteldach ist im weitesten Sinne spätklassizistisch bzw. weist Anklänge an den Schweizerhausstil auf. Der Eingangstraufseite ist mittig ein turmartiger Risalit unter flachem, von einer Wetterfahne bekrönten Walmdach vorgesetzt. Konstruktiv handelt es sich um einen Fachwerkbau, gestaltet ist er mit einer Holzverkleidung aus senkrechten Schalbrettern mit Leisten über den Stoßfugen, die Fensteröffnungen sind mit Holzlamellen geschlossen, die Dachkanten durch Laubsägearbeiten verziert: teils hängende, teils stehende Rundbogenfriese und akroterartige Giebelzierformen bzw. am oberen Wandabschluss des Türmchens ein Band mit klassizistischen Ornamenten. Das kleine Bauwerk ist weiß gestrichen, der sockelartige, zum Teil im Wasser befindliche Unterbau, der aus einer waagrechten Verlattung mit breiten Lichtschlitzen besteht, ist mit brauner Holzschutzfarbe gestrichen.

Im Inneren ist das Badehäuschen durch eine Trennwand zweigeteilt in die spiegelsymmetrisch angelegte Männer- und Frauenseite mit jeweils eigenem, innenliegendem Abgang zum Wasser. Das vor Blicken geschützte Baden ist bzw. war innerhalb dieses Bereiches möglich. Für die Männer bestand bald zusätzlich eine Möglichkeit, auf den See hinauszuschwimmen. Auf dem Plan von 1870 ist dafür noch keine Öffnung oder Treppe eingezeichnet. Erst auf einem Umbauplan von 1934 – damals wurde die seeseitige Sonnenter-

2 Baupläne des gräflichen Badehauses, 1870. Oben: Ansicht der Längsseite; unten: Längsschnitt mit der Trennwand zwischen Männer- und Frauenseite und den Treppen jeweils von den Umkleidekabinen zum Wasser.





3 Badehaus der Grafen Bodman zu Bodman, Erweiterungspläne für das Sonnenbad, 1934. Im alten Baderaum die Treppe zu Frauen- und Männerbad. Nur an einer Seite führt eine im Bestand ältere Treppe in den See (rechts oben).

rasse angefügt – ist im Bestand eine von der Männerseite her ins Freie führende Treppe vorhanden. Neben den traditionellen Herrensitzen des landsässigen Adels erbaute sich nach der Mitte des 19. Jahrhunderts auch die bürgerliche Oberschicht Villen, die auf den See ausgerichtet waren und mit parkartigen Gärten und Freizeitarchitektur ausgestattet wurden, eben mit Badehäuschen. Zumeist später kamen Bootshäuser, Privathäfen oder auch Tennisplätze hinzu. Eine vermehrte diesbezügliche Bautätigkeit ist um 1900 bis zum Ersten Weltkrieg und dann nochmals in der Zwischenkriegszeit festzustellen.

Badehäuschen der Villa Noppel

In Radolfzell ließ sich die Kaufmannsfamilie Noppel 1864/65 eine Villa am Seeufer erbauen (Scheffelstraße 10, heute Familie Hohner, Abb. 4

u. 5). Das vor der Ufermauer im See erstellte Badehaus ist bereits auf einem Stich von Anton von Werner 1875 dargestellt. Der kleine, rechteckige Holzbau unter flach geneigtem Satteldach ist zweigeschossig. Das auf Höhe der Oberkante der Ufermauer gelegene Obergeschoss ist von einer Veranda vom Garten her zugänglich. Stilistisch ist das Gebäude mit seinem weiten Dachvorsprung, der von laubsägeverzierten Sparren und Kopfbändern getragen wird, durch den Schweizerhausstil geprägt. Die Außenwände erhalten durch beschnitzte, dunkel abgesetzte Holzbalken eine Vertikal-Horizontal-Struktur. Dazwischen gesetzt sind die durch Klappläden geschützten Fenster mit ihrer kleinteiligen Sprossierung und Buntglas-scheiben. Innen sind die Umkleidekabinen. Ursprünglich führte eine Innentreppe zum Untergeschoss. Im Untergeschoss befand sich das durch eine Holzverkleidung vor fremden Blicken

4 Das Badehaus Noppel (Hohner) nach einer Zeichnung von Anton von Werner, 1875.



5 Das Badehaus Noppel (Hohner); das Frauenbad im Untergeschoss wurde bei der Renovierung mit Stahlstützen nicht mehr hergestellt.



geschützte Frauenbad. (Das Untergeschoss ist heute als Stahlkonstruktion erneuert und nicht mehr verlattet).

Badehaus in Bodman, Yachtclub

Etwas jünger, aber noch im 19. Jahrhundert erbaut, ist ein belvedereartiges Badehaus in Bodman, der heutige Yachtclub (Kaiserpfalzstraße, Flst. 7-Nr. 3/1, Abb. 6). Das ins Wasser gestellte achteckige Gebäude wird – ähnlich wie in Radolfzell – durch einen über die Ufermauer geführten Steg erschlossen und von einer achteckigen, überdachten Veranda umgeben. Eine freistehende zweite Stützenreihe trägt Veranda und Dach. Der achteckige, flach geneigte Dachfuß wird be-

krönt von einem von achteckigem Geländer gerahmten Belvedere. Die aus waagrecht Holzverschalung gebildeten Wände waren ebenso wie die Geländer bereits auf einem Foto der Jahrhundertwende im oberen Teil weiß gestrichen, der im Wasser befindliche Teil dagegen war mit Holzschutzmittel braun lasiert. Klappläden schützen die Fenster. Im Innenraum sind Wände und Decke durch Leisten kassettenartig ausgestaltet. Ursprünglich führte eine Treppe nach unten zum geschlossenen Frauenbad, eine zweite Treppe nach oben zum Belvedere. (Im Untergeschoss wird die vorhandene Holzkonstruktion durch eine Stahlkonstruktion ergänzt. Die Verschalung des Frauenbades ist nicht mehr vorhanden. Seeseitig ist ein Steg angefügt.)

6 Das Badehaus mit Belvedere in Bodman, Foto um 1900.



Badehaus von Hotel Linde in Bodman

In den 1920er Jahren soll nach mündlicher Überlieferung das ursprünglich zum Hotel Linde gehörende Badehaus in Bodman (Kaiserpfalzstraße 67, Flst.-Nr. 2501/1, Abb. 7–9) errichtet worden sein. Der schmucklose Rechteckbau unter flach geneigtem Satteldach ist durch eine senkrechte Holzverlattung geprägt. Wiederum führt über das befestigte und damit steile Ufer ein Steg, der sich zur Terrasse weitet, zum Badehaus. Im symmetrisch angelegten Gebäude führen jeweils Treppen im Inneren des Gebäudes ins Wasser. Neu ist, dass jetzt für Männer und Frauen die Möglichkeit bestand, von dort aus ins Freie zu schwimmen. Heute ist der untere, im Wasser befindliche und damit reparaturanfällige Teil des Gebäudes gekappt. Das vor allen Blicken geschützte Baden gibt es nicht mehr.



7 Das Badehaus des Hotels Linde in Bodman, Öffnungen ermöglichen es an der Männer- und an der Frauenseite aus dem Badehaus in den See zu schwimmen (im Hintergrund die Dependance des Hotels Linde), Foto 1938.

Die Badehäuschen mit ihren Frauenbädern stellen ein interessantes Stück Kulturgeschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts dar. Die Hinwendung zu Licht, Luft, Sonne und die Freikörperkultur einer jungen Avantgarde zu Beginn des 20. Jahrhunderts führte allmählich zu einer Verschiebung der Schamgrenze. Binnen einer Generation war es selbstverständlich, dass auch Frauen im See schwammen. Die Badehäuser wurden mit Sonnenterrassen ausgestattet, die Frauenbäder aufgegeben und bei den regelmäßig notwendigen Renovierungen diese Teile der Badehäuschen nicht mehr instandgesetzt. Das Ende der Badehäuser kam vonseiten des Naturschutzes. 1936/38 wurde das Landschaftsschutzgebiet Bodenseeufer zunächst provisorisch ausgewiesen, in den 1950/60er Jahren wurden dann abschnittsweise Naturschutzverordnungen erlassen. Hinfort durften – dies variiert je nach Schutzgrad – im Allgemeinen weder neue Uferabschnitte durch Stützmauern befestigt werden, noch durften neue Badehäuser oder andere Wassereinbauten errichtet werden. In anderen Fällen wird seitens der Wasserrechtsbehörden der Abbruch erwünscht.



8 Das Badehaus des Hotels Linde, Foto 1997.

9 Das Badehaus des Hotels Linde, Treppe von dem Umkleideraum zum Baderaum, der ursprünglich durch eine Holzverlattung vor Blicken geschützt war. Foto 1997.

Literatur

Braumann-Honsell, Lilly: Kleine Welt, große Welt. Frauen erleben ein Jahrhundert am Bodensee, 2. Aufl. Konstanz 1951, S. 147 und S. 173f.

Epple, Bruno: Joseph Victor von Scheffel, Herr der Mettnau, S. 16.

Sernatinger Chronik: Aus der Heimatgeschichte von Ludwigshafen am Bodensee, Karlsruhe o. J. 53.

Trapp, Werner: Das Bad im See. In: Sommerfrische. Die touristische Entdeckung der Bodenseelandschaft, Rorschach 1991, 53.

Dr. Petra Wichmann
LDA · Inventarisierung
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg



Ist die Weberei der Firma Otto in Wendlingen noch zu retten?

Das Textilwerk der Firma Otto in Wendlingen ist ein industrie- und architekturgeschichtliches Kulturdenkmal von herausragender Qualität.

Gertrud Clostermann / Barbara Baum

Das Textilwerk Wendlingen wurde als Ergänzung zur bestehenden Spinnereiproduktion im Otto-Werk Unterboihingen durch den damaligen Firmeninhaber Robert Otto begründet. Er beauftragte 1885 den renommierten Stuttgarter Oberbaurat und Leins-Schüler Otto Tafel (1838–1914). Unter Federführung von Otto Tafel wurden von 1886 bis 1893 neben der Weberei (1886/1892) ein Maschinenhaus für Wasserturbinen (1886), zwei Wohngebäude (1887/88), die Spinnerei (1889/1902), das Baumwollmagazin mit Batteurbau (1889) und der Speisesaal (1893) erbaut. Philipp Jacob Manz (1861–1936), der als wichtigster Industriearchitekt dieser Zeit in Südwestdeutschland gilt, zeichnete für den Bau des Abfallmagazins (1897), für das Maschinenhaus mit Dampfturbine (1910), das Pförtnerhaus (1914), die Ausrüstungshalle (1925), das Kessel- und Maschinenhaus (1927) sowie den neuen Verwaltungsbau (1928) verantwortlich.

Mit dem gestalterisch und funktional hervorragend konzipierten Gebäudeensemble der historischen Phase von 1886 bis ca. 1910 und den vom Stil der so genannten Stuttgarter Schule beeinflussten qualitätvollen Bauten bis 1928 stellt dieses bis heute vollständig überlieferte Industrie-

denkmal ein im Land wohl einzigartiges Beispiel für ein Textilwerk dieser Zeit dar.

Die heutige Firmeneignerin HOS GmbH & Co KG braucht infolge der neueren Strukturveränderungen in der Textilbranche die Gebäude im Werk Wendlingen seit Jahren nicht mehr. Sie stehen teilweise leer oder sind provisorisch mit firmenfremden Nutzungen belegt.

Eine als wirtschaftlich vertretbar angesehene Umnutzung in einen Fabrikverkauf mit Erlebnisgastronomie u. a. war von der HOS als Konzept zur Erhaltung des gesamten Textilwerks im Sinne der Denkmalpflege beantragt worden, erwies sich aber als nicht durchführbar.

Daher erwirkte die Firmeneignerin wegen Unzumutbarkeit der Erhaltung für einen Teil der Gebäude die Abbruchgenehmigung. Über die denkmalgerechte Erhaltung des Restbestandes wurde ein öffentlich-rechtlicher Vertrag zwischen der Firma HOS und dem Regierungspräsidium Stuttgart abgeschlossen, der u. a. auch eine Vereinbarung über die Weberei enthält: Die Weberei ist ein Abbruchkandidat, soll aber dann erhalten bleiben, wenn sich bis zum 31. August 2000 eine nachhaltige (Miet-) Nutzung findet.

Die Weberei – aus Sicht der Denkmalpflege Herz-



1 Wendlingen, Ansicht der Spinnerei von Nordwesten.

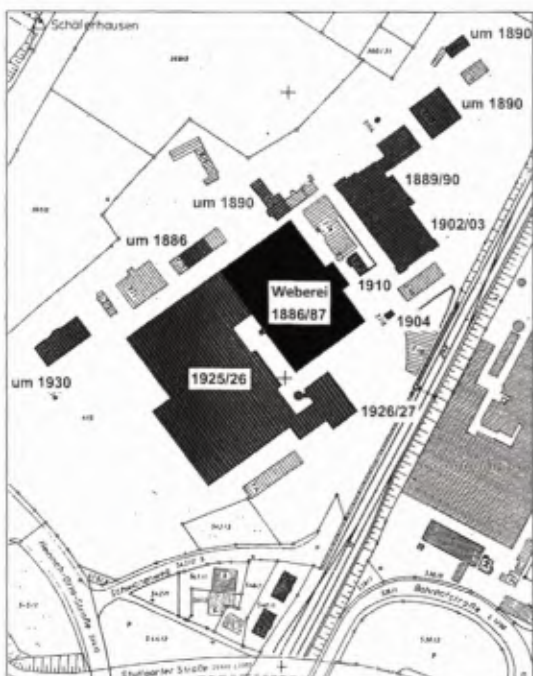


stück der gesamten Anlage – ist ein eingeschossiger Sheddachbau in Stahlskelettbauweise von 1886/1892 mit einem zweistöckigen Mittelbau. In diesem wunderschönen historischen Ambiente sind ca. 5000 qm Bruttogeschossfläche für eine längerfristige Vermietung zu moderatem Mietpreis vorgesehen. Es ist aus Sicht des Landesdenkmalamtes dringend zu hoffen, dass sich ein Nutzer findet.

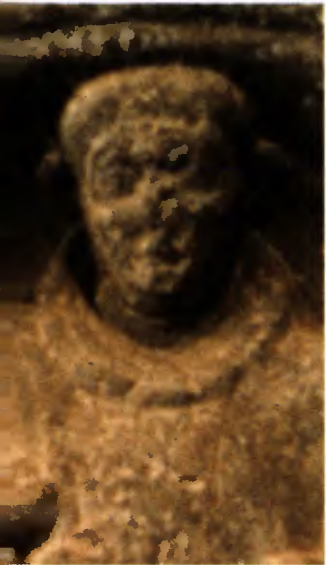
Informationen zum Objekt, Mietbedingungen usw. erhalten Interessenten bei Herrn Köhler, Tel.: 07 024/ 946–200

2 Innenansicht der Weberei.

Dipl.-Ing. Gertrud Clostermann
Dipl.-Ing. Barbara Baum
 LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
 Mörikestraße 12
 70178 Stuttgart



3 Lageplan des Textilwerkes Otto; die Weberei ist hervorgehoben.



„ITER DE[RECTVM AB ARGE]NTORATE IN R [AETIAM]“

Die flavischen Kastelle Rammersweier und Zunsweier an der römischen Kinzigtal- straße bei Offenburg

Am Ausgang des Kinzigtales in die Rheinebene, im Vorfeld von Argentorate, dem römischen Straßburg, liegt die Stadt Offenburg. In der provinzialrömischen Forschung ist Offenburg vor allem durch den Fund eines stark beschädigten römischen Meilensteins bekannt. Außer dem Grabstein eines römischen Hauptmannes gab es keine eindeutigen Hinweise auf die Anwesenheit römischer Truppen, bis in den 80er und 90er Jahren bei Zunsweier und Rammersweier (Stadt Offenburg) zwei Kastelle und Militärbäder unterschiedlicher Größe entdeckt wurden. Seitdem steht der Raum Offenburg wieder stärker im Blickpunkt der römischen Besetzungsgeschichte Südwestdeutschlands.

Manuel Yupanqui Werner

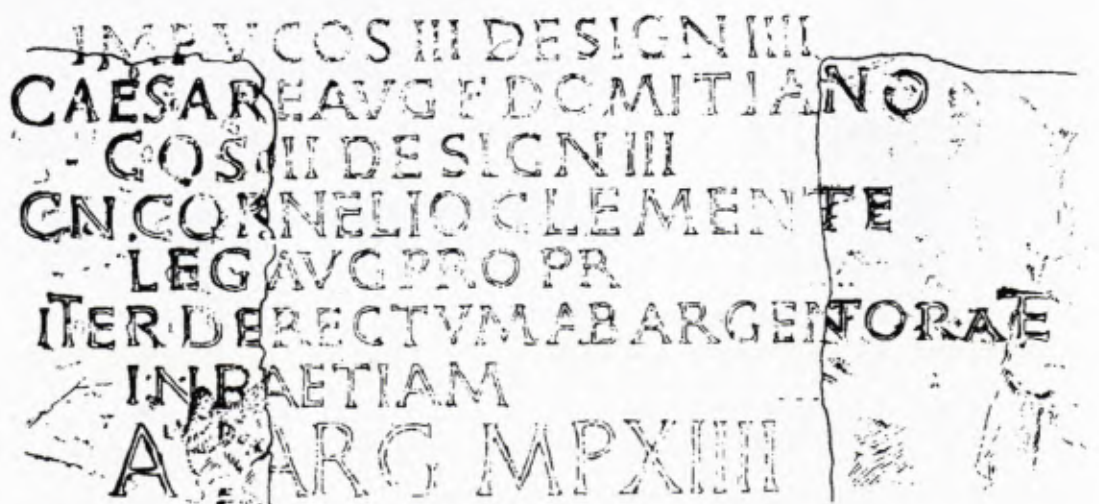
Iter de[rectum ab Arge]ntorate in R[ae-
tiam]: der Meilenstein aus Offenburg
(Corpus Inscriptionum Latinarum XIII
9082=XVII 2, 654)

Bei Straßenbauarbeiten in der Nähe des „Schwabhauser Tores“ fand sich im Sommer 1840 ein stark beschädigter römischer Meilenstein (Abb. 2). Wahrscheinlich handelt es sich um denselben Stein, der nach einem Ratsprotokoll im Jahre 1615 in der Kinzig geborgen und dann wohl in der Stadtmauer verbaut worden war. Der zentrale Teil der Inschrift wurde vermutlich bei der Zurichtung des Steines zum Einbau in die Stadtmauer abgeschlagen. So sind nur noch der rechte und

der linke Rand des Schriftfeldes erkennbar. Auch scheint der Stein an seinem oberen Ende abgearbeitet worden zu sein, so dass dort Teile der Inschrift fehlen.

Um die Lesung der darauf angebrachten Inschrift und die damit zusammenhängenden historischen Fakten haben sich seit der Auffindung des Steines zahlreiche Historiker und Archäologen bemüht (Abb. 1). Es handelt sich um die älteste bisher bekannte datierbare Inschrift von offiziellem Charakter zwischen Rhein, Main und Donau.

Der Meilenstein bezeugt den Bau einer Straße von Argentorate durch das Kinzigtal an die Donau. Historisch ist belegt, dass sich das Fehlen einer solchen Verbindung vom Rhein durch den



1 Meilenstein aus Offenburg. Umzeichnung der Inschrift mit Ergänzungen. In der Forschung werden verschiedene Ergänzungsmöglichkeiten diskutiert. (Ergänzung nach W. Schleiernacher, ORL Abt. A Band V Strecke 11 Taf. 2,2).

Schwarzwald an die Donau bei Truppenverschiebungen im Zusammenhang mit dem Bataveraufstand (69/70 n.Chr.) als Problem gezeigt hatte. War man zuvor gezwungen, das Hindernis des Schwarzwaldes auf der Rheintalstrecke über das Rheinknie bei Basel zu umgehen, verkürzte sich die Strecke durch den Bau der Kinzigtalstraße unter Kaiser Vespasian um rund 160 km. Als Legionslegat der Legio II Augusta, die er 43 n.Chr. von Argentorate in den Britannienfeldzug führte, war Vespasian wohl mit den örtlichen Gegebenheiten vertraut, kannte die Gegend jedenfalls aus eigener Anschauung.

Da in der Inschrift von der Kaisertitulatur nur noch wenige Fragmente erhalten sind, erfolgte die Datierung des Steines über die Reste eines Namens, der sich zu Cnaeus Cornelius Clemens ergänzen lässt und uns den Verantwortlichen für den Straßenbau nennt. Wie eine Inschrift aus den Alpes Graiae (CIL XII 113) und ein Militärdiplom aus Ungarn (CIL XVI 20) bezeugen, war Cornelius Clemens im Jahre 74 n.Chr. Legat des obergermanischen Heeres. Der Zeitraum, in dem er diese Statthalterschaft innehatte, lässt sich nur ungefähr auf die Jahre 72/73 bis ca. 78 n.Chr. eingrenzen.

Cnaeus Pinarius Cornelius Clemens, so sein voller Name, wurde von Kaiser Vespasian (69–79 n. Chr.) für nicht näher beschriebene Taten in Germanien mit der Verleihung der ornamenta triumphalia, den Triumphalinsignien, geehrt. Diese Ehrung verlieh der Kaiser an Feldherrn nach einem erfolgreichen Krieg. Ob der Bau der Kinzigtalstraße, der durch den Meilenstein von Offenburg bezeugt ist, mit kriegerischen Auseinandersetzungen im Vorfeld von Argentorate in Zusammenhang steht, ist bisher nicht geklärt. Möglicherweise gab es unter Cornelius Clemens in der Wetterau militärische Konflikte, auf deren geglückten Abschluss sich die Ehrung beziehen könnte. Denkbar wäre auch, dass die erfolgreiche Okkupation und die Sicherung des späteren Limeshinterlandes Anlass genug war, Cornelius Clemens als Verantwortlichen mit dieser höchsten Ehrenbezeichnung zu bedenken.

Weiter ist auf dem Meilenstein der Terminus technicus, der Fachausdruck für die römische Straße durch das Kinzigtal erwähnt: iter, was mit Weg, Bahn oder Straße übersetzt wird.

Mit „(Arge)ntorate“ lässt sich das caput viae, der Beginn der Straße, ergänzen. Leider ist nicht mehr lesbar, wohin die Straße führte. Von dieser Angabe ist lediglich „in R...“ erhalten, was im Allgemeinen zu „in R[aetiam]“ ergänzt wird. In der Forschung wurden auch schon die Lesungen „in R[ipam Danuvii]“ oder „in R[aetiam et Helv(etiam)]“ vorgeschlagen. Durch die Beschädigung des Steines ist uns die Entfernungsangabe am

Ende der Inschrift ebenfalls nicht bekannt. Die Distanz zwischen Argentorate und der Fundstelle des Meilensteines – die nicht unbedingt mit dem ursprünglichen Aufstellungsort identisch sein muss, beträgt rund 14 römische Meilen.

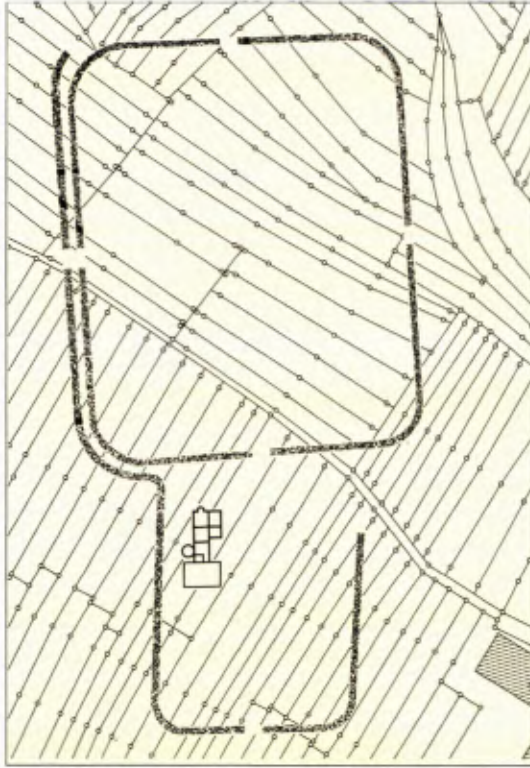
Der genaue Verlauf der Trasse der römischen Kinzigtalstraße vom römischen Straßburg durch das Kinzigtal über den Brandsteig nach Rottweil (Arae Flaviae) und weiter an die Donau bei Tuttlingen ist nicht bekannt. Es wurden schon verschiedene Möglichkeiten diskutiert, aber im Bereich der heutigen Stadt Offenburg sind weder die Trasse der Kinzigtalstraße noch der Verlauf der rechtsrheinischen Süd-Nord-Straße gesichert. Beide Straßen müssen sich in oder bei Offenburg gekreuzt haben, doch gerade diese Kreuzung ist bisher nicht nachgewiesen. An der Stelle dieser Straßenkreuzung vermutet man auch ein weiteres Kastell.



2 Meilenstein aus Offenburg. Bei der Wiederverwendung des Steines wurde der zentrale Bereich der Inschrift zerstört.

3 Grabstein des L. Valerius Albinus. Der Stein wurde 1778 in der Kinzig bei Offenburg gefunden. (Foto: Museum im Ritterhaus, Offenburg).

4 *Kastell und Militärbad von Zunsweier. Schematischer Plan mit Einzeichnung der Grabenverläufe und Lage des Bades. Dunkel eingezeichnet sind die an der West- und Nordseite des Kastells untersuchten Schnitte im Grabenbereich. (Der Kastellvicus liegt nordwestlich außerhalb dieses Planes.)*



Grabstein eines Centurio (CIL XIII 6286)

Im Jahre 1778 wurde zu einem Zeitpunkt, als der Fluss seinen Lauf verlagert hatte, von Fischern im Kinzigbett der Grabstein eines römischen Soldaten gefunden. Laut Fundbericht lagen drei weitere Monumente gleicher Art unweit des bekannten Grabsteins, konnten aber nicht geborgen werden. Nach der Begrädnung der Kinzig im vergangenen Jahrhundert kann die Fundstelle leider nicht mehr genau rekonstruiert werden. Wir wissen also nicht, wo diese drei anderen Grabsteine wahrscheinlich heute noch liegen.

Anfangs wurde dem Denkmal wenig Beachtung geschenkt. So wurde der Stein bis zu seinem Ankauf durch die Altertumssammlung Karlsruhe im Jahre 1869 unter anderem als Begrenzung des

Misthaufens auf dem städtischen Bauhof verwendet. Der Stein (Abb. 3) zeigt in den oberen zwei Dritteln einen stehenden Soldaten im Kapuzenmantel, bewaffnet mit einem Gladius, dem römischen Kurzsword (rechts), und einem Pugio, dem Soldatendolch (links). Die Inschrift des unteren Drittels konnte relativ gut gelesen werden, obwohl der Grabstein während seiner Lage in der Kinzig stark verschliffen worden war. Bei dem Bestatteten handelt es sich um Lucius Valerius Albinus, einen Centurio der Cohors I Thracivum, der aus Hispalis, dem heutigen Sevilla in Südspanien stammte, im Alter von 65 Jahren nach 23 Dienstjahren verstorben war und wohl am Ausgang des Kinzigtals begraben worden ist.

„Wo lag das Offenburger Kastell?“

Die Auffindung dieses Grabsteines ließ die Forscher Anfang dieses Jahrhunderts bereits eine militärische Besetzung in der Offenburger Gegend annehmen. Zahlreiche Streufunde waren aus dem Stadtgebiet und der Umgebung Offenburgs bekannt, ohne dass ein direkter Hinweis auf die Anwesenheit von römischem Militär aufgefunden wurde. Da, wie bereits erwähnt, der genaue Verlauf der Straßentrassen und damit auch die Kreuzung der Süd-Nord- und der West-Ost-Straße (der Rheintal- und der Kinzigalstraße) bisher nicht bekannt sind, gab es keinen eindeutigen Anhaltspunkt, wo ein Kastell bei Offenburg zu suchen sei. Einige Forscher vermuteten es auf dem hochwassersicheren Areal der heutigen Altstadt Offenburgs, andere suchten es im Bereich der Kinzig oder weiter östlich im heutigen Stadtwald.

Nach intensiven Forschungen, Baustellenbeobachtungen und Notbergungen in den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts erregte Ernst Batzer, Gymnasialprofessor in Offenburg, mit seinem Aufsatz „Wo lag das Offenburger Kastell?“ vorübergehende Aufmerksamkeit. Danach wurde

5 *Zunsweier, römischer Vicus. Der runde Bau mit Ziegelsetzungen wurde zunächst als Brennofen einer Militärziegelei gedeutet (Funde von gestempelten Legionsziegeln). Es handelt sich aber um die Hypokaustanlage eines Schwitzbades, Durchmesser 7 m.*



die Erforschung der römischen Vergangenheit der Ortenau erst wieder in den 70er Jahren intensiviert. Eine Gruppe des Historischen Vereins um Josef Naudascher meldete zahlreiche Entdeckungen römischer Fundstellen. Plätze wie die Straßenstationen bei Friesenheim und Niederschopfheim konnten nach deren Hinweisen unter der Leitung des Landesdenkmalamtes in Freiburg ergraben, teilweise konserviert und rekonstruiert werden.

So wurden auch auf einer Hochfläche bei Zunsweier, Stadt Offenburg, im Gewinn „Im Seelöchle“ Grabungen durchgeführt. Während man hier die Reste eines zuerst als Brennofen interpretierten Befundes untersuchte, entdeckte man auf der gleichen Hochfläche bei Sondagen im Gewinn „Zwischen den Wegen“ die Mauerreste eines Militärbades und wenig später die Reste eines Kastells mit einer Innenfläche von rund 3,5 ha im Gewinn „Auf der Mauer“ (Abb. 4).

Reste eines Vicus bei Zunsweier

Bei den ca. 200 m nordwestlich des Kastells im Gewinn „Im Seelöchle“ entdeckten Befunden scheint es sich um einen Vicus, ein beim Kastell entstandenes Lagerdorf, zu handeln.

Im anstehenden hellen Lössboden zeichneten sich die Schwellbalkengrübchen eines ehemaligen Holz- oder Fachwerkbaues ab, der in zahlreiche Räume unterteilt war. Westlich dieses Gebäudes lagen in Stein gemauerte rechteckige Gevierte und ein runder Bau mit Ziegelsetzungen, die zuerst für eine Militärziegelei gehalten wurden (Abb. 5). Es handelt sich eher um die Reste einer Hypokaustanlage eines Bades, das dann im Aufgehenden als Holz- oder Fachwerkbau zu er-



6 Im Vicus von Zunsweier wurden zahlreiche Fragmente von Ziegeln mit den Stempeln der Mainzer legio XIII entdeckt.

gänzen ist. Des Weiteren wurde ein verfallener Brunnen angeschnitten. Die genauere Untersuchung musste aber nach einigen Metern Tiefe abgebrochen werden.

Aus dem Fundmaterial, das ausnahmslos in flavische Zeit datiert, sind neben Hinweisen auf Buntmetallverarbeitung vor allem gestempelte Ziegel der Mainzer Legio XIII Gemina hervorzuheben (Abb. 6). Glanzstück unter den Funden ist eine aus getriebenem Silber bestehende runde Scheibe, auf der in kräftigem Relief ein Satyrkopf dargestellt ist (Abb. 7). Ein Bronzeblech auf der Rückseite des Stückes mit einem kleinen Bronzering und mit Resten einer Riemenzunge weist darauf hin, dass es sich um eine Phalera, einen Militärorden oder um eine Schmuckscheibe des Pferdegeschirres, handelt.

Militärische Auszeichnungen dieser Art wurden auf einem Riemengeflecht befestigt und über dem Brustpanzer getragen, wie wir das z.B. vom Grabstein des M. Caelius (Abb. 8) kennen. Bemerkenswert ist, dass der Fund im Lagerdorf und nicht direkt im Kastellgelände gefunden wurde.



7 Silberne Phalera (Besatzscheibe) aus den Grabungen im Vicus von Zunsweier. Dm. ca. 3,9 cm (Foto: Museum im Ritterhaus, Offenburg).

Das Militärbad bei Zunsweier

Die Reste des Kastellbades wurden zu großen Teilen aufgedeckt (Abb. 4 u. 10). Dabei konnte festgestellt werden, dass es sich um ein Bad des sog. Reihentypus handelt, das heißt, dass die einzelnen Räume in der Reihenfolge eines Badegangs linear hintereinander angeordnet sind. Die Größe des Militärbades von Zunsweier entspricht der von Anlagen anderer Kohortenkastelle.

Zum Fundmaterial aus dem Badegebäude gehören einige aufschlussreiche Stücke (Abb. 9). Die Münzreihe von 13 bekannten Prägungen aus dem Bad gibt mit zwei Schlussmünzen aus dem Jahr 77/78 n. Chr. einen Terminus post quem für die Auffassung des Bades. Für die Datierung sind neben den Münzen einige Ziegel mit Stempeln der Legio I Adiutrix und der Legio XIII Gemina von Bedeutung. Diese beiden Legionen waren zwischen 69/70–83 n. Chr. (Legio I Adiutrix) bzw. bis 92–97 n. Chr. (Legio XIII Gemina) in Mainz stationiert. Das Militärbad in Zunsweier wurde also in dieser Zeit errichtet oder umgebaut, es ergibt



8 Grabstein des Centurio M. Caelius, gefunden in Xanten, heute im Rheinischen Landesmuseum Bonn. Militärorden in Form von silbernen Scheiben (Phalerae) wurden auf einem Riemengeflecht über dem Brustpanzer getragen.

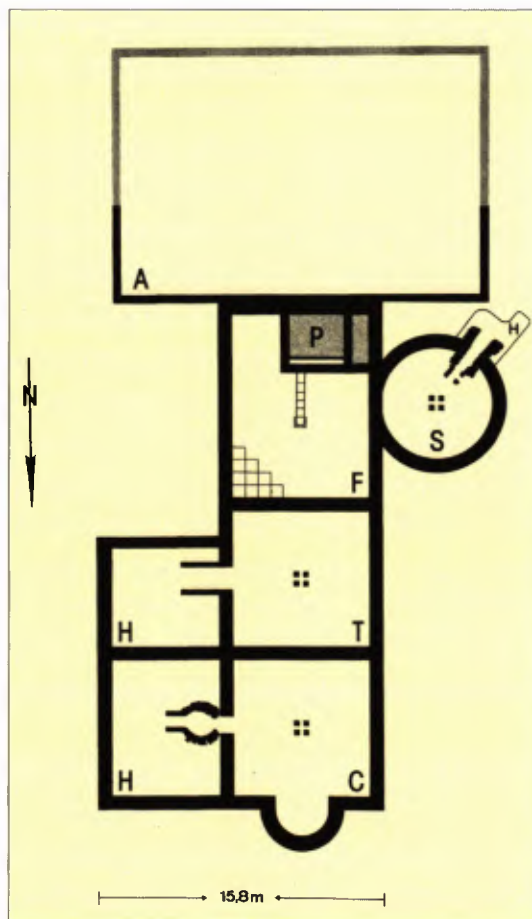
9 Funde aus dem Kastellbad in Zunsweier. Die silberne Nadel könnte von einer einheimischen, vermutlich germanischen Frau getragen worden sein. Ähnliche Nadeln sind vor allem aus germanischen Frauengräbern des 1. Jhs. n. Chr. bekannt geworden. (Foto: Museum im Ritterhaus, Offenburg).

sich ein Terminus ad oder post quem. Auch das übrige Fundmaterial (Fibeln, Keramik und Glas) spricht für eine Errichtung und Auflassung des Kastells im letzten Drittel des 1. Jahrhunderts n. Chr.

Leider wurden die Reste des Bades bis heute nicht ganz aufgedeckt (Abb. 10). Den bekannten Befunden nach scheint es sich um eine einphasige Anlage zu handeln, wenn es auch Spuren einer Umbaumaßnahme in den Funktionsräumen des Caldarium (des Heißbaderaumes) gibt. Unbekannt ist die Be- und Entwässerung der Badeanlage. Ursprünglich war die Konservierung der Badeanlage geplant. Als dies aus finanziellen Gründen scheiterte, wurden die Reste des Bades wieder zugeschüttet.

Das Kastell bei Zunsweier

Zur Untersuchung der Ausdehnung des Kastellareals war im Jahre 1985 eine neue Arbeitsweise angewandt worden: Neben wenigen Profilschnitten durch den das Kastell umgebenden doppelten Spitzgraben wurde die Verfüllung dieser Gräben mit Hilfe von Hohlkernbohrungen festgestellt. Viele hundert Male wurde von Hand ein Rohr in den Grund getrieben. Im hellen anstehenden Löss zeichnete sich die dunkle Verfüllung der Kastellgräben deutlich ab. So konnte anhand des Bohrkerns der Verlauf der Spitzgräben und –



10 Plan des Kastellbades von Zunsweier. A = Eingangs- und Auskleide-raum (Apodyterium); F = Kaltbad (Frigidarium); P = Wasserbecken (Piscina); T = Laubad (Tepidarium); C = Warmbad (Caldarium); S = Schwitzbad (Sudatorium); H = Heizraum (Praefurnium), Länge ca. 41 m, Breite 23 m.

durch die Unterbrechungen der Gräben gekennzeichnet – die Lage der Tore gesichert werden. Während im Westen ein doppelter Spitzgraben das Kastellareal absicherte, wurde an Nord- und Ostseite der Anlage nur ein einfacher Graben festgestellt. Die hier bis zu 25 Metern abfallenden Geländekanten boten für die Anlage zusätzlichen Schutz. Im Süden des Kastells umfasst der äußere Spitzgraben ein Areal, in dem das Militärbad lag (Abb. 4). Das Kastell hat eine Größe von rund 3,5 ha. Man nimmt daher an, dass bei Zunsweier eine Einheit von rund 500 Mann, eine Kohorte, stationiert war.

Die Beobachtungen ergaben, dass es sich bei der Anlage um ein Kastell in so genannter Holz-Erde-Bauweise (Holzverschalung mit Erdverfüllung oder Erdwall mit Grassodenmauer und Holzpalisade) handelte, wie es in dieser Epoche üblich war.

Von der Innenbebauung des Kastells ist nicht viel bekannt. Die wenigen Suchschnitte weisen darauf hin, dass durch Erosion und landwirtschaftliche Nutzung die Befunde im Kastell zwar beeinträchtigt, jedoch insgesamt noch ungestört sind. Weitere Untersuchungen im Kastellareal in Zunsweier könnten daher interessante Ergebnisse erbringen und die Landesgeschichte bereichern.

Ein Teil des Geländes, auf dem das Militärbad liegt, konnte durch Grundstückserwerb vor weiterer Zerstörung geschützt werden. Das restliche Kastellareal wird weiterhin landwirtschaftlich genutzt, was leider auch bedeutet, dass der Pflug in mehr oder minder großem Umfang Spuren unserer Vergangenheit unwiederbringlich zerstört.

Kastell und Militärbad bei Rammersweier

Erst im Jahre 1993 gab es wieder Aufschlüsse zur römischen Vergangenheit des Raumes um Offenburg: Bei der Anlage eines neuen Industriegebietes bei Rammersweier wurden beim Bau der Straßentrasse die Reste eines kleinen römischen Bades angegraben. Der Aufmerksamkeit des Ortsvorstehers von Rammersweier, Gerhard Hurst, und des hinzugerufenen ehrenamtlichen Mitarbeiters des Landesdenkmalamtes, Josef Naudascher, ist es zu verdanken, dass der Befund sofort an das Landesdenkmalamt in Freiburg gemeldet wurde. Bei den folgenden archäologischen Untersuchungen konnte festgestellt werden, dass es sich um die Hypokaustanlage des kleinsten bisher in Baden-Württemberg bekannten Bades handelt. Unklar war, wozu diese Badanlage gehörte, auch wenn die in Reihe angeordneten Räume und das runde Sudatorium (Schwitzbad) wie eine „Miniatur“ des Militärbades von Zunsweier wirken (Abb. 11).

Die runde Form des Sudatorium (mit einem Durchmesser von nur einem Meter – im Vergleich zum Sudatorium in Zunsweier mit einem Durchmesser von sechs Metern) deutet darauf hin, dass die Anlage ins 1. Jahrhundert zu datieren ist.

Aus dem geringen Fundmaterial ist das Fragment einer reliefverzierten Terra Sigillata-Schüssel aus Südgallien zu erwähnen, die in frühflavischer Zeit hergestellt worden ist.

Im vergangenen Jahr wurde die konservierte Anlage überdacht und Ende 1999 – mit einer Hinweistafel auf Bad und Kastell – der Öffentlichkeit übergeben.

Kampfmittelbeseitigungskommando als Entdecker

In Zusammenarbeit von Landesdenkmalamt, Museum im Ritterhaus Offenburg und der Ortschaft Rammersweier wurden die Reste der Hypokaustanlage des römischen Bades von Rammersweier konserviert. Während dieser Arbeiten untersuchte das Kampfmittelbeseitigungskommando Baden-Württemberg das Areal des geplanten Industriegebietes, da hier Blindgänger aus dem 2. Weltkrieg vermutet wurden. Neben Munition kamen bei diesen Nachforschungen die Reste eines römischen Keramikofens zutage: Die sensiblen Geräte hatten auf eine fest gebrannte Bodenplatte des Ofens angesprochen. Nach der Fundmeldung wurden die Reste des Ofens von Mitarbeitern des Landesdenkmalamtes freigelegt. Es zeigte sich, dass der Ofen von einem Spitzgraben geschnitten wurde (Abb. 12). In der erweiterten Fläche stellte man die Südwestecke eines Holz-Erde-Lagers fest. Ein doppelter Spitzgraben mit den vier Pfostenlöchern eines ehemaligen Holzturmes konnte dokumentiert werden. Damit war erwiesen, dass es sich bei den Resten der kleinen Badeanlage um ein Militärbad handelt. Aufgrund der geringen Größe des Bades schloss man auf eine kleine Militäranlage.

Bei den Ausgrabungen in den folgenden Jahren, die den Baumaßnahmen im Industriegebiet grundstückswise vorausgingen, wurde ein Kastell mit einer Innenfläche von etwa 0,36 ha Größe mit einem Tor auf der Westseite festgestellt (Abb. 13). Neben einem weiteren Turm konnte ein Brunnen nachgewiesen werden. Die Untersuchungen er-



11 Die Reste des Militärbades in Rammersweier. Es handelt sich um die bisher kleinste Badeanlage in Baden-Württemberg, Länge 14 m, Breite 6 m, Durchmesser des Schwitzbades 1 m.



12 Profil eines verfüllten Grabens des Kastells in Rammersweier.

gaben, dass fast keine römischen Befunde im Kastell erhalten sind. Außer durch Erosion und landwirtschaftliche Nutzung hatte großflächiger Lehmabbau die Reste der Innenbebauung zerstört. In den nicht untersuchten Flächen sichern Bodenplatten der Industriegebäude die darunter liegenden archäologischen Befunde. Auch der Brunnen konnte nicht weiter ergraben werden. Bei der geringen Größe des Kastells ist anzunehmen, dass die Besatzung aus einer Teileinheit bestand. Die wenigen Funde sprechen für ein zeitgleiches Bestehen mit dem Kastell in Zunsweier. Nur kleine Flächen des Kastells in Rammersweier sind noch nicht überbaut und stehen so noch für künftige Untersuchungen zur Verfügung.

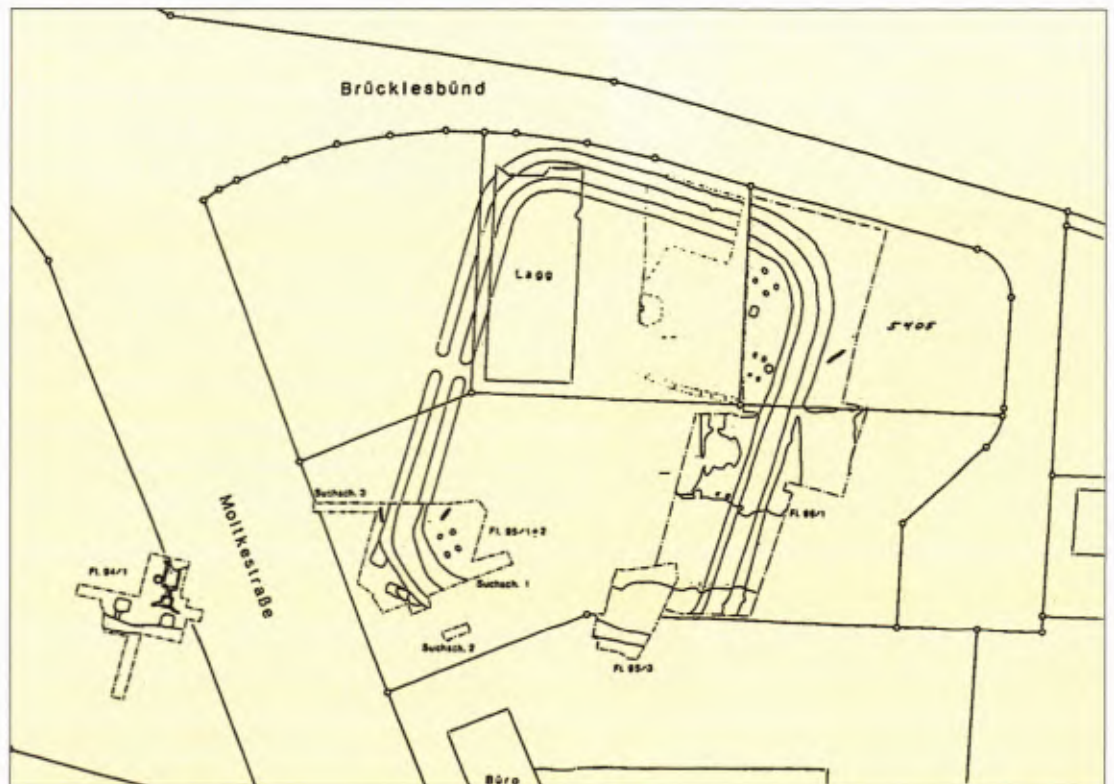
Zusammenfassung

Die beiden Ausgrabungen in den Kastellen bei Zunsweier und Rammersweier ergeben zusammen mit Altfinden aus Offenburg Einblicke in die römische Besetzungsgeschichte der rechtsrheinischen Gebiete.

Eines der zentralen Ereignisse dabei war ohne Zweifel der Bau der Kinzigtalstraße unter Cn. Pinarius Cornelius Clemens. Im Zusammenhang mit der Sicherung dieser wichtigen West-Ost-Verbindung, die durch den Meilenstein von Offenburg auch inschriftlich bezeugt ist, wurden bei Zunsweier und Rammersweier in frühflavischer Zeit Kastelle errichtet, die die Straße von zwei Seiten überwachten.

In den 80er oder 90er Jahren des 1. Jahrhunderts – enger lässt sich dies nicht eingrenzen – wurden die Kastelle und die Militärbäder bereits wieder verlassen. Dies kann im Rahmen von Truppenverschiebungen im Zusammenhang mit dem Chatenkrieg 83 n.Chr., mit der Provinzgründung um 85 n.Chr., mit dem Ausbau des Neckarlimes, mit Daker- und Sarmateneinfällen um 85 n.Chr. oder im Zusammenhang mit dem Saturninusaufstand 89 n.Chr. erfolgt sein.

Die Befunde in beiden Bädern weisen darauf hin, dass alles wiederverwendbares Material – z. B. Buntmetall, Ziegel, eiserne Nägel und wohl auch Holzbalken der aufgehenden Wände und Dächer – abgebaut und nur noch Bauschutt zurückgelassen wurde. Da auch im Vicus von Zunsweier bisher keine Hinweise dafür vorliegen, dass dieser lange über den Abzug des Militärs hinaus



13 Gesamtplan von Kastell und Bad in Rammersweier.

bewohnt blieb, kann man vermuten, dass die Truppen selbst noch brauchbares Material ausgebaut und vielleicht zu ihrem nächsten Standort transportiert haben.

Nach Abzug des Militärs haben die ehemaligen Standorte wohl rasch an Bedeutung verloren. Noch in flavischer Zeit wurde die Straße Mainz – Stettfeld – Cannstatt – Urspring – Faimingen – Augsburg angelegt. Nun verband die beiden Provinzzentren Mainz und Augsburg eine direkte Straße, die rund 120 km kürzer war als der Weg über das Kinzigtal.

Ausblick

Einige Fragen zur Besetzungsgeschichte und Besiedlungsgeschichte des Kinzigtals und damit des rechtsrheinischen Obergermanien gilt es weiterhin zu verfolgen: Neben dem genauen Verlauf der Trasse der Kinzigtalstraße bleibt die Frage nach der Existenz eines dritten Kastells in oder bei Offenburg noch unbeantwortet. Da die Waffenplätze Zunsweier und Rammersweier wohl ausschließlich mit dem Bau bzw. der frühen Nutzung der Straße durchs Kinzigtal in Zusammenhang zu sehen sind und keinen direkten Bezug zur Süd-Nord-Straße im Rheintal zu haben scheinen, ist an der bisher nicht nachgewiesenen Straßenkreuzung noch ein weiteres Kastell zu vermuten. In jüngster Zeit sorgte der Fund von bearbeiteten und unbearbeiteten Stämmen und Balken aus Eichenholz für Aufsehen, die bei einem unterirdischen Vortrieb (daher leider ohne Befundzusammenhang) in Offenburg ans Licht gekommen sind: Bei einer dendrochronologischen Untersuchung der Stücke stellte sich heraus, dass die Mehrzahl der Hölzer im Jahr 74 n.Chr. gefällt worden war, also in der Zeit des vermutlichen Baus der Kinzigtalstraße.

Zu den wenigen bisherigen bekannten Hinweisen auf eine zivile Besiedlung des Kinzigtals in römi-

scher Zeit kamen in den letzten Jahren eindeutige Spuren der Bevölkerung ans Licht, die entlang dieser Straße gesiedelt hatte: In Gengenbach wurde in den Jahren 1995/96 ein römisches Brandgräberfeld untersucht, auch Reste von Bauten konnten festgestellt werden.

Literatur

E. Batzer, Wo lag das Offenburger Kastell? Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins N. F. 50, 1937, 233ff.

G. Fingerlin, Zunsweier – Ein neues römisches Kastell an der Kinzigtalstraße. Archäologische Nachrichten aus Baden 36, 1986, 8–22.

G. Fingerlin, Ein neues Kastell flavischer Zeit bei Rammersweier, Stadt Offenburg, Ortenaukreis. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1995, 161–164.

H. U. Nuber, Vindonissa und die frühromischen Truppenlager am Oberrhein. Jahresbericht Gesellschaft Pro Vindonissa 1997 (Brugg 1998) 13–16.

M. Yupanqui Werner, Die römischen Kastellbäder von Rammersweier und Zunsweier (Stadt Offenburg) (ungedruckte Magisterarbeit, Freiburg 1998).

B. Zimmermann, Zur Authentizität des „Clemensfeldzuges“. Jahresbericht Augst und Kaiseraugst 13, 1992, 289–303.

Die Geschichte der römischen Kinzigtal-Straße wird vom Verfasser im Rahmen einer Dissertation erforscht, die von Prof. Dr. H. U. Nuber, Abteilung für Provinzialrömische Archäologie der Universität Freiburg/Breisgau, betreut wird. Die Arbeit wird durch ein einjähriges Stipendium der Kulturstiftung Offenburg gefördert.

Manuel Yupanqui Werner M. A.

*Abt. für Provinzialrömische Archäologie
der Universität Freiburg*

*Glacisweg 7
79098 Freiburg*



Kulturdenkmale und Gegenwartskunst in Singen

Located World. Der amerikanische Begründer und Altmeister der Konzeptkunst Joseph Kosuth stellt das denkmalgeschützte Rathaus der Industriestadt Singen in den Mittelpunkt der Welt. Und Stephan Balkenhol fokussiert mit seiner männlichen Figur die Geschichte der Singener Industrialisierung auf ein Industriedenkmal, den Maggi-Wasserturm.

Manfred Sailer

Ganz harmlos klingt es: „Internationales Kunstprojekt – Hier Da Und Dort. Kunst in Singen“! Es ist ein Kunstprojekt aus Anlass der Landesgartenschau Singen 2000.

Die künstlerische Leitung liegt bei Prof. Jean-Christoph Ammann, Direktor des Museums für Moderne Kunst in Frankfurt. Vom Mai bis Oktober 2000 stellen 23 Künstlerinnen und Künstler aus acht Nationen 20 Installationen in Singen vor, davon sechs im Park der Landesgartenschau, 13 in der Innenstadt und eine im Internet.

Die Künstlerliste überrascht durch Prominenz und Internationalität. Neben Joseph Kosuth (USA/Rom) und Stephan Balkenhol (D) an den beiden denkmalgeschützten Gebäuden, beschäftigt sich Ilya Kabokov (Moskau/USA) im historischen Stadtgarten mit der Verführung im Paradies, Roman Signer (CH) richtete in einem stillgelegten Wasserhochbehälter eine meditative Brunnenstube ein, Pipilotti Rist (CH) baut mit Käthe Walser (CH), Eva Keller (CH), Annemarie Bucher (CH) künstlerische Gärten und lädt zu Gartenpartys ein, Kirsten Mosher (USA) verbindet den sozialen Bereich des Rathauses mit dem sozialen Bereich eines Parks, Mo-

nica Bonivicini (I) überträgt den öffentlichen Raum von Los Angeles in die Ekkehardstraße nach Singen, während Ayse Erkmen (TR) den Singener Hohentwiel mit seiner zerstörten Bergfestung über ein Tiersymbol in die Stadt „transportiert“. Olaf Metzler (D) lässt die Kunstbesucher Ball spielen, Mira Schumann (D) verwandelt eine Unterführung in einen sinnlichen Raum der Unterwelt, Guido Nussbaum (CH) spielt mit heiteren Verkehrszeichen, Catherine Beaugrand (F) baut einen Meditationstunnel, Harald F. Müller (D) und Gerold Miller (D) intervenieren durch flächige Bildhauerei an bisher wenig beachteten Orten der Innenstadt, während Laura Ruggeri (I) fünf imaginäre Städte namens Singen ins Internet gestellt hat.

Noch ein Skulpturenweg in Singen, wie vielfach gehabt ?

Nein, die stets speziell für einen Ort konzipierten Kunstwerke wollen eine Einheit aus künstlerischer Gestaltung, dem Ort der Intervention sowie der Wahrnehmung durch den Betrachter bilden. Die Künstler definieren den öffentlichen Raum dabei



I Rathaus von Singen: „Lokalisierte Welt, Singen, Located World, Singen“ von Joseph Kosuth.

als architektonische, soziale, wirtschaftliche, kulturelle Gesamtheit. Ecken, Plätze, Gärten, Unterführungen, Gebäude werden dabei nicht nur individuell untersucht und gestaltet, sondern stets im Gesamtzusammenhang.

Überraschende Einsichten und ungewohnte Einblicke sind zu erwarten. Kühne Installationen in der Innenstadt und im Park der Gartenschau, aber auch zurückhaltende, fast sinnliche Arbeiten werden die Wahrnehmung der Kunstfreunde sensibilisieren, die Augen öffnen für das Besondere, das Verborgene und das Doppeldeutige.

Die Kosten des internationalen Kunstprojekts, 2,4 Millionen DM, werden ausschließlich von Sponsoren und Kulturstiftungen, ohne Steuermittel, getragen. Sponsoren sind regionale Unternehmen aus Baden-Württemberg sowie die Kulturstiftung der Deutschen Bank und ausländische Kulturstiftungen.

Rathaus Singen

Der amerikanische Konzeptkünstler Joseph Kosuth hat sich für seine Intervention das seit 1990 unter Denkmalschutz stehende Singener Rathaus gewählt.

Das Singener Rathaus, ein viergeschossiger Bau von 68 x 33 m Grundfläche, verkleidet mit Travertin, steht in unmittelbarer Nachbarschaft des alten Schlosses. Gleichmäßige Achsenreihungen zwischen lisenenbegrenzten Wandstreifen bestimmen die Fassade des von Stadtbaurat Hannes Ott 1957–1960 erbauten Gebäudes. Ott benützte sowohl im Innenausbau wie auch an der Fassade das in Singen produzierte Aluminium. Der Naturstein der vorgehängten Außenhaut nimmt dem Bau jedoch den technischen Charakter. Zeitgenössische Gestaltungsdokumente der 50er Jahre in Verbindung mit einer konservativen Architekturauffassung prägen das in Singen ebenso anerkannte wie auch abgelehnte Kulturdenkmal.

Joseph Kosuth installierte am umlaufenden Fries unter dem Abschlussgesims des Rathauses eine Neonschrift, die in regelmäßigen Abständen Ortsbezeichnungen wiedergibt: „Rio de Janeiro, Casablanca, Twielfeld, Madrid, Peking, Steißlingen, Lyon, Schaffhausen,“ Die Ortsnamen entsprechen der Himmelsrichtung. Wirft man also den Blick aus einem Fenster des Rathauses an der Südseite des Gebäudes, so blickt man in eine Richtung, in der Städte wie Konstanz, aber auch Sarajevo liegen. Verfolgt man die Achse auf der Landkarte weiter, stößt man auf Dubai und Melbourne. Bei der Wahl der Örtlichkeiten achtete Kosuth darauf, systematisch unmittelbare Nähe mit extremer Ferne zu kombinieren. Das Konzept sieht vor, aus allen vier Himmelsrichtungen jeweils eine der nächstgelegenen Örtlichkeiten zu



Singen zu zitieren, wie auch eine der entferntesten.

Die Installation bezieht die Architektur des Rathauses als Gesamtkunstwerk mit ein. Mit der Friesinschrift versucht Kosuth, den spezifisch, architektonischen Charakter von Otts Rathaus zu unterstreichen. Das Besondere an Otts Bauwerk besteht in seiner Klassizität, in seinen originellen Anlehnungen an Motive antiker und barocker Architektur, die der Architekt in raffinierter Weise umgearbeitet hat. Indem Kosuth das in der Architekturgeschichte wohlbekannte antike Motiv einer Friesinschrift entwirft, enthüllt er die Wurzeln von Otts architektonischen Konzept, eben die Anleihen aus klassischer Architektur. Gleichzeitig wird durch die Wahl der „Nichtfarbe“ Weiß und des edlen Schrifttyps „Bodoni-Book“ die monumentale Eleganz und repräsentative Ausstrahlung des Rathauses gezielt gesteigert.

2 Der Maggi-Wasserturm in Singen: „Männliche Figur 2000“ von Stephan Balkenhol.

Der Reiz besteht aber nicht nur in der optischen Wirkung. Man lese die einzelnen Zeilen und lasse sie auf sich wirken: „Casablanca, Twielfeld,...“ Der Effekt ist überraschend. Das setzt Assoziationen und sogar Gefühle frei.

Das Thema von Kosuths Installation bilden zwei Reizworte, die zur Zeit weltweit die Gemüter bewegen: Globalisierung und Vernetzung. Wir können heute nicht nur mit dem Nachbarort zum Ortstarif kommunizieren, sondern sekunden-schnell über das Internet mit Peking oder Steißlingen, Casablanca oder Dornermühle, Tokio oder Berlin. Es gibt nicht mehr Provinz und Metropole, lehrt uns Kosuth, die Welt ist vielmehr ein einziges globales Dorf. Lässt sich der Betrachter auf dieses Kunstwerk ein, kann durchaus eine Bewusstseins-erweiterung stattfinden – könnte man sich einen besseren Effekt von Kunstbetrachtung an einem Baudenkmal vorstellen?

In nächtelangen Diskussionen, bei viel Bier, Wein und schließlich Whisky mit Joseph Kosuth wurde deutlich, dass der Künstler jede Interpretation akzeptiert. Kosuth setzt gezielt einzelne Begriffe, und schon entwickelt sich in unserem Kopf eine differenzierte Vorstellung. Es ist ein neuartiger Weg, Skulpturen zu schaffen. Skulpturen, modelliert aus dem Material Licht, konkretisiert in mundgeblasenen Neonröhren. Angebracht an einem Kulturdenkmal. Für die Bürgerinnen und Bürger der Stadt Singen und gefördert durch die Sparkasse Singen-Radolfzell.

Der Maggi-Wasserturm

Singen war vor 100 Jahren noch ein kleines, unbedeutendes Hegaudorf. Nach dem Eisenbahnbau siedelten sich die Schweizer Unternehmen Alu-Suisse, Georg Fischer und Maggi in diesem Dorf an und verhalfen ihm in einer rasanten Entwicklung zur Industriestadt.

Stephan Balkenhol, Professor an der Kunstakademie Karlsruhe, fokussiert die ganze Singener Industriegeschichte auf ein wichtiges Singener Industriedenkmal, den Wasserturm der Firma Maggi. Dieser wurde 1909 durch die Betonbau-firma Josef Krapp, Karlsruhe, als Eisenbetonkonstruktion erbaut. Das 45 m hohe Bauwerk steht mitten im Werksareal und ist weithin sichtbar. Sechs schlanke, konisch verjüngte Pfeiler tragen das Wasserreservoir, welches von einer massiven Bogengalerie mit Laufgang umgeben ist und

durch eine glockenförmige Kuppel abgeschlossen wird.

Der Maggi-Wasserturm unterscheidet sich sowohl konstruktiv als auch gestalterisch deutlich von den bis 1909 verbreiteten, meist wuchtigen und historisch ausgeformten Wassertürmen. Neben seiner architekturgeschichtlichen Wertigkeit besitzt der Turm eine nicht geringe Bedeutung als Wahrzeichen der Industriestadt Singen. Der Turm wurde 1990 aus wissenschaftlichen und künstlerischen Gründen als Kulturdenkmal eingestuft.

Stephan Balkenhol, Jahrgang 1957, stellt in einen der Bögen seine Installation mit dem Titel „Männliche Figur 2000“. Es handelt sich um ein 2,80 m hohes Halbreif. Der Mann steht und schaut hinunter auf die Stadt Singen, passiv, ohne von den wirtschaftlichen und sozialen Problemen der Industriestadt berührt zu sein. Ein Wächter?

Sein Instinkt für räumliche Situationen zeichnet das Schaffen Stephan Balkenhol's besonders aus. Ein Beispiel: Anlässlich der Ausstellung Double Take 1992 in London hatte Balkenhol einen stehenden Mann auf einem pollerähnlichen Sockel mitten in die Themse plaziert. Menschen stürzten sich in die Fluten, um den Mann zu retten, die Polizei wurde immer wieder von besorgten Zuschauern angerufen.

Balkenhol wollte ursprünglich das Bild der männlichen Figur auf eine Projektionswand in der Innenstadt projizieren. Aus technischen Gründen nahm er Abstand, und wir fanden eine andere Lösung, den „Wächter“ aus der Nähe beobachten zu können. In der Scheffelstraße wurde ein Beobachtungs-Fernglas, wie wir es von Aussichtspunkten kennen, auf einem kleinen Sockel aufgestellt. Dadurch wurde eine Fernwirkung, eine Wechselwirkung von Balkenhol's männlicher Figur in die Stadt hinein, zum Betrachter hier und zurück zum Wasserturm geschaffen.

„Hier Da Und Dort. Kunst in Singen“
Internationales Kunstprojekt im öffentlichen Raum
Dauer: 5.Mai – 8.Oktober 2000, täglich 9–19 Uhr
Ort: Stadt Singen, Park der Landesgartenschau

Manfred Sailer
Landesgartenschau Singen 2000
Management GmbH
Schaffhauser Straße 25
78224 Singen

Blickpunkt Denkmalpflege

Das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg auf der Landesgartenschau Singen 2000

Programm der Veranstaltungen von Juni bis Oktober 2000

Das Landesdenkmalamt informiert über seine Arbeit im archäologischen und baudenkmalpflegerischen Bereich durch Ausstellung, Audio-Vision und Modell.

Ein Höhepunkt ist die „life“ im Zelt stattfindende Ausgrabung. Der Besucher kann den Archäologen bei der Freilegung des steinzeitlichen Flussbettes der Aach zuschauen und auf seine Fragen sachkundige Antworten erhalten oder gezielt an einer der Führungen teilnehmen (täglich 16.00 Uhr, Treffpunkt vor dem Rundzelt beim „Blickpunkt“). Zusätzlich finden Vorführungen (V) und Workshops (W) für Kinder (ab 8 Jahren) und Erwachsene statt. Hier geht es um Themen zu Archäologie, Handwerk und Restaurierung. Anmeldung zu den Workshops über die Landesgartenschau GmbH

Tel.: 07731/8204-22,

Unkostenbeitrag ca. 10 DM.

Dienstag und Donnerstag, 9.30 Uhr bis 12.00 Uhr, während der Schulzeit organisiert das Hegau-Museum Singen auf dem Gelände um unser Zelt Veranstaltungen für Schülergruppen (Tel.: 07331/85268).

Sie finden den „Blickpunkt Denkmalpflege“ von April bis Oktober in zentraler Lage zwischen Aach und Gastronomiezelt, nahe dem Eingang Schaffhauser Straße (Station 21).

JUNI 2000

1.–2.6. V Fachleute vor Ort:
11–13 und *Archäobotanik*
14–18 Uhr **Pflanzenreste berichten**
vom Leben in der Jungsteinzeit
*Frau Dr. Maier, Landesdenkmalamt
Baden-Württemberg*

1.–3.6. V Handwerker vor Ort:
10–13 und *Reparatur historischer*
14–18 Uhr *Holzausstattung*
„Fenster, Türen, Treppen“
Holzmanufaktur, Rottweil

4.6. W **„Die Stimmen der Ahnen“**
10–17 Uhr Herstellung von Schwirrhölzern
(Musikinstrumenten)

4 Kurse mit max. 24 Teilnehmern,
Unkostenbeitrag 14 DM,
*Inge Maxa, Helmut Fiedler,
Pfahlbau-Museum, Unteruhldingen*

8.–9.6. V Handwerker vor Ort:
10–13 und *Natursteinbearbeitung*
14–18 Uhr **„Kreuzblumen, Fialen, Gesimse“**
Eduard Schnell, Fridingen

11.–12.6. V **Baumpilz und Flintenstein**
Beginn: Jungsteinzeitliche Techniken
11/12/ (z. B. Feuerschlagen u. a.)
14/15/ Dauer ca. 30–45 min
16/17 Uhr *Arbeitskreis Archäologie des
Heimatvereins Kraichgau*

15.–16.6. V Handwerker vor Ort:
10–13 und *Natursteinbearbeitung*
14–18 Uhr **„Kreuzblumen, Fialen, Gesimse“**
Willi Bucher, Fridingen

17.–18.6. V/W **Wasser, Hände, Ton**
13–18 Uhr Herstellung vorgeschichtlicher
Keramik
Erika Berdelis, Frauenfeld/Schweiz

18.6. W **„Wer schön sein wollte
musste bohren“**
10–17 Uhr Kleine und große Besucherinnen
lernen, wie man in der Jungstein-
zeit Perlen aus Kalkstein herstellte.
4 Kurse mit je max. 12 Teil-
nehmerinnen,
Unkostenbeitrag 13 DM.
*Mechthild von Schreckenstein,
Helmut Fiedler, Pfahlbau-Museum,
Unteruhldingen*

22.–25.6. V **Mit Ziegenbalg und Schmelz-
ofen**
11–13 und Bronzezeitlicher Metallguss
14–18 Uhr *Frank Trommer, Blaubeuren*

22.–24.6. V Handwerker vor Ort:
10–13 und *Reparatur historischer*
14–18 Uhr *Holzausstattung*
„Fenster, Türen, Treppen“
Adi Hummel, Heiligenberg



30.6.–2.7. V Handwerker vor Ort:
10–13 und *Reparatur historischer Holz-*
14–18 Uhr *ausstattung*
„Fenster, Türen, Treppen“
Holzmanufaktur, Rottweil

JULI 2000

1.7. W **Steinzeitwerkstatt für Kinder**
10–14 und Anfertigen von Lederbeuteln,
15–19 Uhr Muschelschmuck in steinzeitlichen
Techniken
Wulf Hein, Walddorfhäslach

2.7. V **Jungsteinzeittechnik**
11–13 und Herstellung einer Harpunenspitze
14–18 Uhr aus Hirschgeweih
Wulf Hein, Walddorfhäslach

7.–8.7. V Handwerker vor Ort:
10–13 und *Natursteinbearbeitung*
14–18 Uhr „Kreuzblumen, Fialen, Gesimse“
Frieder Neitsch, Konstanz

9.7. V „Pech gehabt“
11–13 und Klebstoff aus der Steinzeit
14–18 Uhr *Thomas Ruthardt, Dußlingen*

13.–15.7. V Handwerker vor Ort: *Reparatur*
10–13 und *historischer Holzkonstruktionen*
14–18 Uhr „Fachwerk und Dachstühle“
Adi Hummel, Heiligenberg

16.7. V Fachleute vor Ort:
10–17 Uhr *Archäozoologie*
Tierknochenbestimmung
Karl-Heinz Steppan, Basel/Schweiz

19.–20.7. V Fachleute vor Ort:
10–18 Uhr *Keramikrestaurierung*
„Scherben bringen Arbeit“
Horst Röske, Landesdenkmalamt
Baden-Württemberg

18.–21.7. V/W **Schülerworkshop**
9.30–13 „Lebendige Steinzeit“
und (nur nach vorheriger Anmeldung)
14–18 Uhr Vom Getreide zum Brot, Herstellung
von Keramik, Feuer schlagen ecc.
Frau Mayenberger, Bad Buchau
Eckhard Czarnowski, Freiburg

21.–23.7. V Handwerker vor Ort:
10–13 und *Reparatur historischer Holz-*
14–18 Uhr *ausstattung*
„Fenster, Türen, Treppen“
Holzmanufaktur, Rottweil

27.–28.7. V Handwerker vor Ort:
10–13 und *Natursteinbearbeitung*
14–18 Uhr „Kreuzblumen, Fialen, Gesimse“
Willi Bucher, Fridingen

30.7. V/W **Mit der Hitze des Feuers**
14–18 Uhr *Keramikbrand im Lehmofen*
Frau Mayenberger, Bad Buchau

AUGUST 2000

3.–4.8. V Handwerker vor Ort:
10–13 und *Natursteinbearbeitung*
14–18 Uhr „Kreuzblumen, Fialen, Gesimse“
Heinrich Krauß, Tübingen

10.–12.8. V Handwerker vor Ort:
10–13 und *Reparatur historischer Holz-*
14–18 Uhr *ausstattung*
„Fenster, Türen, Treppen“
Adi Hummel, Heiligenberg

12.–13.8. V **Mit Ziegenbalg und Schmelz-**
11–13 **ofen**
und *Bronzezeitlicher Metallguss*
14–19 Uhr *Bastian Asmus, Tübingen*

V/W **Wasser, Hände, Ton**
Keramikherstellung nach vorge-
schichtlichem Vorbild
(Brenntermin 23./24.09.)
Michael Kinsky, Freiburg

18.–20.8. V Handwerker vor Ort:
10–13 und *Reparatur historischer Holz-*
14–18 Uhr *ausstattung*
„Fenster, Türen, Treppen“
Holzmanufaktur, Rottweil

20.8. V **Kleider machen Leute**
10–11, Römische und alamannische
13–14, Modeschau – eine Mitmach-
15–18 Uhr aktion für jedermann/-frau
Archäologisches Landesmuseum,
Konstanz

10–11.30, **Knochennadel und Feuerstein-**
12–13.30, **sichel**
14–15.30, *Vorführung jungsteinzeitlicher*
16.30– *Technik*
18 Uhr *Eckhard Czarnowski, Freiburg*

27.8. V **Kleider machen Leute**
10–11, Römische und alamannische
13–14, Modeschau – eine Mitmachaktion
15–18 Uhr für jedermann/-frau
Archäologisches Landesmuseum,
Konstanz

10–11.30, **Den Bogen gespannt** von der
12.30–14, Steinzeit bis heute: vorgeschicht-
14.30–16, liche Fernwaffen
17–18.30 Uhr *Thomas Ruthardt, Dußlingen*

31.8.–1.9. V Handwerker vor Ort:
10–13 und *Natursteinbearbeitung*
14–18 Uhr **„Kreuzblumen, Fialen, Gesimse“**
Eduard Schnell, Fridingen

SEPTEMBER 2000

2.9. V **Urkraft Feuer**
10–11.30, Vom Stein- zum Gasfeuerzeug
12.30–14, *Eckhard Czarnoswki, Freiburg*
14.30–16, 17–18.30 Uhr

3.9. V **Kleider machen Leute**
10–11, Römische und alamannische
13–14, Modeschau – eine Mitmachaktion-
15–18 Uhr für Jedermann/-frau
*Archäologisches Landesmuseum,
Konstanz*

10–14 V/W **Vom Korn zum Brot**
und Brotbacken im Kuppelbackofen
15–19 Uhr *Eckhard Czarnoswki, Freiburg*

7.–9.9. V Handwerker vor Ort:
10–13 und *Reparatur historischer Holz-*
14–18 Uhr *konstruktionen*
„Fachwerk und Dachstühle“
Adi Hummel, Heiligenberg

9.–10.9. V/W **Workshop Jungsteinzeit**
10–12, Perlen bohren, Herstellung
13–15, von Pappelringenmessern, u. a.
16–18 Uhr *Frau Mayenberger, Bad Buchau*

15.–17.9. V Handwerker vor Ort:
10–13 und *Reparatur historischer Holz-*
14–18 Uhr *ausstattung*
„Fenster, Türen, Treppen“
Holzmanufaktur, Rottweil

17.9. V Fachleute vor Ort:
10–17 Uhr *Archäozoologie*
Tierknochenbestimmung
Karl-Heinz Steppan, Basel/Schweiz

21.–22.9. V Handwerker vor Ort:
10–13 und *Natursteinbearbeitung*
14–18 Uhr **„Kreuzblumen, Fialen, Gesimse“**
Heinrich Krauß, Tübingen

23.–24.9. V Fachleute vor Ort:
10–18 Uhr *Keramikrestaurierung*
„Scherben bringen Arbeit“
Michael Kinsky, Freiburg

10–12 V/W **Wasser, Hände, Ton**
und Keramikbrand nach vorgeschicht-
17–19 Uhr lichem Vorbild
Michael Kinsky, Freiburg

OKTOBER 2000

1.–2.10. V Fachleute vor Ort:
11–13 und *Bodenkunde*
14–18 Uhr **Mit dem Bohrlöffel in**
die Vergangenheit
*Richard Vogt, Landesdenkmalamt
Baden-Württemberg*

*Landesdenkmalamt
Baden-Württemberg
Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart*



Denkmalporträt Ein Südtiroler Haus im Nordschwarzwald Calw, Bischofstraße 52

Das so genannte Steinhaus wurde 1694 kurz nach dem Stadtbrand von 1692 als zweigeschossiges massives Gebäude für den so genannten Compagnieverwandten Johannes Schill, Mitbegründer der Calwer Zeughandelscompagnie, rechts der Nagold außerhalb der befestigten Stadt errichtet. Auf seinen Geschäftsreisen nach Bozen hatte er Steinhäuser mit steinernen Gewölben kennen und lieben gelernt. In Anlehnung an diese von ihm geschätzte Bauweise ließ er ein feuerfestes Gebäude errichten. Das ursprünglich einstockige Gebäude wurde 1801 durch den Nachkommen Johann Martin Schill um einen weiteren Stock erhöht.

Das Anwesen besteht heute aus dem mächtigen dreigeschossigen Putzbau mit Satteldach, das von zwei flügelartigen Querhäusern an den Außenseiten eingerahmt ist. Sie schließen mit ungleichschenkligen Giebeln ab. Östlich und südlich des Hauses befanden sich terrassierte Gärten, die durch den Eisenbahnbau in den 1870er Jahren teilweise zerstört wurden. Ein Berggarten wird in der älteren Literatur besonders hervorgehoben. Ein Gartenhaus aus der Zeit um 1900 erinnert an diese Nutzung.

Die Straßenfassade ist durch drei Rundbogeneinfahrten – eine mittlere große, gerahmt von zwei kleineren – und die mehrfach unterteilten liegenden Fenster mit kleinen Oberlichtern im ersten Obergeschoss charakterisiert. Im aufgesetzten zweiten Obergeschoss verweisen die stehenden Fensterformen auf die Aufstockung von

1801. Der eigentliche Hauseingang befindet sich auf der Südseite im ersten Obergeschoss und ist über die Loggia mit Holzsäulen des vorgestellten Hinterhauses erreichbar. Verschiedene Jahreszahlen und Initialen sind auf den Keilsteinen der Rundbogenrahmungen der Toreingänge an der Straßenfassade und des Kellereingangs im Innern abzulesen. Im ersten Obergeschoss sind kreuzgratgewölbte Wohnräume erhalten, wie sie Johannes Schill in Bozen gesehen haben musste. Im zweiten Obergeschoss sind die Räume mit schlichten Stuckleistendecken ausgestattet.

Das Gebäude verweist in seiner auffallenden Gestalt auf die internationalen Geschäftsbeziehungen der Calwer Zeughandelscompagnie im 17. Jahrhundert, die hier in der Formensprache der Südtiroler Architektur Bozens zum Ausdruck kommt. Die weitere Ausgestaltung des Gebäudes ist sprechender Ausdruck des Wirtschaftswachstums der Calwer Compagnie in den folgenden Jahrhunderten. Die in der Compagnie und damit in Calw den Ton angehenden Familien Schill, Herrmann und Gundert lebten in diesem Haus. Hermann Hesse besuchte hier oft als Kind Friedrich Gundert, den Bruder seiner Mutter.

Dr. Mechtild Ohnmacht
LDA - Referat Inventarisierung
und Dokumentation
Durmshheimer Straße 55
76185 Karlsruhe



Quo vadis?

Ein altes Ortsschild mit Wegweisern in Ohnhülben bei Riedlingen (Kr. Biberach)



An der Ortsverbindung zwischen Ittenhausen und Geisingen steht auf der Höhe der Domäne Ohnhülben (Gem. Langenenslingen) eine gusseiserne, in den früheren württembergischen Landesfarben rot-schwarz gebänderte Säule aus der Zeit um 1900. An ihr sind zwei Schilder angebracht: Das obere trägt die alte Ortsbezeichnung „Oberamt Riedlingen, Domäne Ohnhülben“, das

(offenbar einmal erneuerte) Schild darunter die Richtungsangaben „Geisingen, Münsingen, Zwiefalten“ auf dem nach Nordosten weisenden Arm, „Ittenhausen, Gammertingen“ in der Gegenrichtung. Im Sockel sind an den vier Schauseiten reliefierte Schmuckfelder eingelassen, auf denen zum einen die drei württembergischen Geweihsstangen, zum anderen ein Löwenkopf abgebildet sind.

Seit 1811 musste jeder Ort des Königreichs Württemberg durch ein Schild gekennzeichnet werden. Ursprünglich waren es einfache Holzschilder auf einem Pfosten, der von Anfang an in den Landesfarben bemalt war, zunächst gelb-schwarz, nach 1820 rot-schwarz. Am Ende des 19. Jahrhunderts ging man dazu über, das beständigere Gusseisen für solche Objekte zu verwenden. Die Hüttenwerke boten dieselben Pfosten für Wegweiser und Ortsschilder, sodass eine Kombination beider Funktionen wie hier nahe lag. Seit dem Ende des Königreiches und der Einführung moderner Schilder sind die alten nahezu vollständig verschwunden; selten wird ein solches Dokument der Verwaltungs- und Verkehrsgeschichte in den Heimatmuseen oder Rathäusern aufbewahrt, noch seltener sind sie an ihrem ursprünglichen Standort erhalten.

Sabine Kraume-Probst M. A.
*LDA · Referat Inventarisierung
und Dokumentation
Gartenstraße 79
72074 Tübingen*

Denkmalporträt



Aufmarsch der Toten Der Ehrenfriedhof auf dem Heidelberger Ameisenbuckel

Auf halber Höhe des Königstuhls, vis-a-vis der nationalsozialistischen Thingstätte auf dem Heiligenberg, entstand in den 1930er Jahren ein Soldatenfriedhof für Gefallene des 1. Weltkriegs.

Die Anlage liegt auf einem Bergsporn. Dominierend ist eine monumentale Wegachse, die auf den vorderen Rand des Sporns hinführt – für den Betrachter scheint sie ins Unendliche des Horizonts zu weisen. Im Gegenlicht, in der Flucht der Achse, sieht man einen sarkophagähnlichen Steinblock. Zu beiden Seiten des breiten Weges reihen sich Steinblöcke und Grabkreuze für Soldaten auf. Rechts und links der Achse bilden Bäume einen dunklen Rahmen, wodurch der Blick noch stärker in die Achse und den hell sich abhebenden Horizont geleitet wird.

Der Soldatenfriedhof wurde erstmals 1925 von Stadtbaurat Haller geplant, 1932 zog man Paul Bonatz hinzu. Am 22. Mai 1933 beschloss der Gemeinderat die Errichtung dieses ersten Ehrenfriedhofs im nationalsozialistischen Deutschland. In der Nacht zum 28.10.1934 fand die feierliche Überführung der 498 Toten aus der bisherigen Begräbnisstätte im ehemaligen Zentralfriedhof am Neckar auf den Ameisenbuckel statt. Die Grabkreuze nennen Name, Alter und Dienstgrad, versehen mit dem Zusatz „Deutscher Soldat“, auf

Geburtsort und Truppenzugehörigkeit wurde bewusst verzichtet.

Die Konzeption des Soldatenfriedhofs vereint die Elemente eines Heldenberges mit denen eines Aufmarschplatzes. Nach der zeitgenössischen Darstellung soll der Ameisenbuckel ein vorgeschichtlicher, der Erdmutter Ambet geweihter Begräbnisplatz gewesen sein.

Südwestlich der nationalsozialistischen Anlage schließt eine Erweiterung von 1952/53 an, die als Waldfriedhof angelegt ist. Ein Rundtempel bildet den Zugang zu diesem Bereich. Er ist in christlicher Symbolik und naturnah gestaltet, wohl in bewusstem Unterschied zur monumentalen Überhöhung des älteren Ehrenfriedhofs.

Beide Friedhofsteile wurden als Gedenkstätten angelegt und dabei jeweils im Geiste ihrer Zeit gestaltet. Sie sind Dokumente der Denkmal-Setzung und des Umgangs mit Kriegsfolgen und deren zeitbedingter Unterschiedlichkeit.

Dr. Claudia Dutzi

LDA · Referat Inventarisierung und
Dokumentation
Durmshheimer Straße 55
76185 Karlsruhe

Personalien

Dr. Astrid Hansen

Bau- und Kunstdenkmalpflege Karlsruhe

Astrid Hansen, 1965 in Darmstadt geboren, studierte Kunstgeschichte und Klassische Archäologie an den Universitäten Frankfurt/Main und Marburg. 1997 schloss sie ihr Studium mit einer Dissertation über Universitätsbauten der 50er Jahre in Deutschland ab. Im gleichen Jahr trat sie ein Volontariat beim Landesamt für Denkmalpflege in Hessen an.

Um in der praktischen Denkmalpflege arbeiten zu können, brach sie, zunächst für eine befristete Stelle in der Bau- und Kunstdenkmalpflege Baden-Württemberg, das Volontariat ab und nahm ihre Tätigkeit als Gebietsreferentin im Februar 1999 im Regierungsbezirk Karlsruhe auf.

Seit 1.2.2000 ist Frau Hansen an der Außenstelle Karlsruhe als Gebietsreferentin für den Rhein-Neckar-Kreis und die Stadt Mannheim zuständig. Ihre Aufgabe versteht Frau Hansen vor allem in der Vermittlung von denkmalpflegerischen Belangen gegenüber Bauherren und Architekten, um einen weitestgehenden Erhalt der Substanz und der Authentizität des Baudenkmals zu erreichen.

Neuerscheinung

**Empfehlungen für Baudokumentationen
Bauaufnahme – Bauuntersuchung**

Von Günter Eckstein. Mit Beiträgen von Michael Goer, Johannes Gromer, Ulrike Henes-Klaiber und Hartmut Schäfer.

Arbeitshefte Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Heft 7. 78 Seiten, mit 53 teilweise farbigen Abbildungen.

Preis: 19,50 DM. Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1999.

ISBN 3-8062-1475-1.

Baudokumentationen sind bei Sanierungs- und Umbaumaßnahmen von Kulturdenkmalen eine entscheidende Voraussetzung für die notwendige Rücksichtnahme auf den erhaltenswerten historischen Bestand. Sie sind weiterhin Grundlage für wissenschaftliche Untersuchungen und dokumentieren das Bauwerk als historische Quelle. In der vorliegenden Publikation werden Bauaufnahmen und darauf aufbauende Bauunter-

suchungen vorgestellt, die exemplarisch Arbeitsschritte und Arbeitsergebnisse sowie deren Darstellung aufzeigen, so dass in der Praxis gleichwertige Leistungen bei unterschiedlichen Objekten von verschiedenen Bearbeitern möglich sind. Da nicht jedes Gebäude mit derselben Intensität dokumentiert werden muss, werden unterschiedliche Genauigkeitsstufen bei den Bauaufnahmen und unterschiedlich detaillierte Verfahren bei den Bauuntersuchungen vorgegeben.

Das Arbeitsheft baut auf der 1986 aufgelegten Broschüre des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg „Empfehlungen für Bauaufnahmen – Genauigkeitsstufen – Planinhalte – Kalkulationsrahmen“ sowie auf einer zweiten verbesserten und um das Thema Raumbuch erweiterten Fassung auf. Stand bei diesen Auflagen die zeichnerische Aufnahme im Vordergrund, wird in der vorliegenden Neubearbeitung ein zusätzliches Gewicht auf die weiterführende Bauuntersuchung und Befunddokumentation gelegt.

Grundlegende Veränderungen haben sich seit 1990 im EDV-Bereich ergeben: Bauaufnahmen werden in zunehmendem Maße digital erstellt, bei der weiterführenden Befunddokumentation werden grafische Daten mit Sachdaten verknüpft, für die Planungen werden CAD-gerechte Daten verlangt. In der Broschüre werden diese Entwicklungen aufgegriffen und sowohl Grundlagen als auch praktische Anwendungen aufgezeigt. Der Inhalt ist in die Bereiche Bauaufnahme, Bauuntersuchung und Befunddokumentation sowie in einen Anhang untergliedert.

Schwerpunktthema bei der „Bauaufnahme“ sind vier „Genauigkeitsstufen“: Inhalte und Genauigkeitsvorgaben werden beschrieben und anhand von Beispielen aufgezeigt, besonderer Wert wird auf eine fachgerechte und einheitliche Darstellung gelegt. Dagegen wird auf die unterschiedlichen Aufnahmeverfahren nicht eingegangen, da erfahrene Fachleute ihre bewährten Mess- und Dokumentationsmethoden beibehalten möchten oder über die technische Ausstattung für bestimmte Messverfahren nicht verfügen.

Bei der „digitalen Bauaufnahme“ werden Vorteile und Möglichkeiten gegenüber der herkömmlichen Bauaufnahme beschrieben: Ausgabe in unterschiedlichen Maßstäben, thematische Strukturierung, Verknüpfungsmöglichkeiten mit anderen Daten. Gleichzeitig wird auf mögliche Fehler, die durch Unkenntnis entstehen können, aufmerksam gemacht. Für die Ebenenbelegung zur digitalen Bauaufnahme wird ein konkreter Vorschlag unterbreitet. Generell wird festgehalten, dass bei der digitalen Bauaufnahme dieselben Genauigkeitsstufen wie bei der herkömmlichen Bauaufnahme gelten.



Dr. Astrid Hansen

Beim Thema „Bauuntersuchung und Befunddokumentation“ wird zwischen Maßnahmen unterschieden, die zerstörungsfrei sind, und solchen, die Eingriffe in die zu schützende Substanz erfordern. Es wird darauf hingewiesen, dass Substanzeingriffe nur dann erfolgen dürfen, wenn alle zerstörungsfreien Untersuchungsmethoden ausgeschöpft sind.

Im Abschnitt „Baubeschreibung und Raumbuch“ wird ein dreistufiges Konzept mit folgender Gliederung vorgestellt: Maßnahmenbezogene Baubeschreibung, Raumbuch mit raumweiser Differenzierung, Raumbuch mit flächenweiser Differenzierung. Der historische Bestand soll so detailliert wie erforderlich beschrieben werden, um Entscheidungen für Instandsetzungs- und Umbaumaßnahmen treffen zu können. Diese Arbeiten sollen von dem mit der Planung und Ausführung beauftragten Architekten betreut werden. Sind Eingriffe in die Bausubstanz erforderlich, ist ein Restaurator oder Bauarchäologe hinzuzuziehen.

Bei „bauhistorischen Untersuchungen“ werden Konstruktionen und Bauabfolgen durch Beobachtungen vor Ort analysiert und mit entsprechenden Archivrecherchen korreliert. Diese Untersuchungen sind notwendig, wenn Eingriffe in das konstruktive Gefüge geplant sind oder wenn sich bauhistorisch relevanter Bestand zeigt oder vermutet wird. Neben den allgemeinen Grundlagen zu den Befunderhebungen vor Ort sowie den Literaturrecherchen und Archiverhebungen werden konkrete Beispiele zur gefügekundlichen Analyse mit Hilfe dendrochronologischer Untersuchungen vorgestellt. Für die Kartierung der Bauphasen in Form von Baualtersplänen werden verbindliche Farbabfolgen vorgegeben.

Unter der Rubrik „Untersuchungen mit Eingriffen in die Bausubstanz“ werden die Grundbedingungen der restauratorischen und bauarchäologischen Untersuchungen dargelegt, ohne dass auf technische Einzelheiten eingegangen wird, da dies den Rahmen des Heftes sprengen würde. Dasselbe gilt für weitere Sonderuntersuchungen, sie werden in kurzer Form, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, angeführt.

„Schadenskartierungen“ vor konkreten Sanierungs- und Restaurierungsmaßnahmen erfordern unter Umständen besondere Vorgehensweisen bei der Bauaufnahme und speziell abgestimmte Interpretationsschlüssel bei der Darstellung und Beurteilung der Schäden. Folgende Themen werden anhand von exemplarischen Beispielen erläutert: Schäden bei Holzkonstruktionen, bei Natursteinfassaden, Verformungsanalysen. Gezeigt werden jeweils Beispiele mit einfacher und aufwendiger Kartierung.

Im „Anhang“ werden „Grundlagen zur digitalen Bauaufnahme“ und zur „photographischen und photogrammetrischen Dokumentation“ behandelt. Anhand von Diagrammen werden Datenstrukturen und Messmethoden dargestellt. Wesentlich ist hier, dass die Begriffe richtig definiert und die Unterschiede und Zusammenhänge zwischen den einzelnen Datentypen und den Aufnahme- und Auswerteverfahren verdeutlicht werden.

Im Abschnitt „Kalkulationsgrundlagen“ werden die Kostenfaktoren sowohl für den Auftraggeber als auch für den Bieter bei der Ausarbeitung eines Angebotes transparent gemacht. Bei „Leistungsverzeichnissen für Baudokumentationen“ werden Festlegungen empfohlen, die für die Leistungsanfrage und die Auftragsvergabe von Bedeutung sind. Hierzu zählen Anfragen zu den Leistungsmerkmalen und Festlegungen zu den Rechten an den zu erbringenden Leistungen. In einer Mustervorlage sind die gängigen Leistungen und Vereinbarungen zur Bauaufnahme aufgeführt, so dass gewährleistet ist, dass von verschiedenen Bietern direkt vergleichbare Angebote ausgearbeitet und keine Fakten vergessen werden. Bauuntersuchungen sind für jeden Einzelfall zu beschreiben.

Am Schluss des Arbeitsheftes sind allgemeine „Literaturhinweise“ beigefügt. Aufgenommen wurden ausschließlich Bücher oder Arbeitshefte, die Grundlagen vermitteln bzw. den aktuellen Stand der jeweiligen Fachdisziplinen aufzeigen. Einzelaufsätze in Zeitschriften oder Bücher, die über das Thema Baudokumentation hinausführen, sind bei „Bauuntersuchung und Befunddokumentation“ am Ende der einzelnen Abschnitte aufgeführt.

Das Ziel bei der Bearbeitung des Heftes war, Grundlagen für praxisbezogene Anwendungen zu schaffen. Die thematische Gliederung, die Inhalte der Einzelthemen und die Auswahl der Anwendungsbeispiele entstanden nach einer intensiven Zusammenarbeit der unterschiedlichen Fachbereiche im Landesdenkmalamt. Darüber hinaus wurden erfahrene freiberufliche Partner der Denkmalpflege mit einbezogen.

Das Arbeitsheft ist eine Orientierungshilfe für Denkmalpfleger, Bauherren und Architekten sowie für Firmen oder Personen, die sich mit der Vermessung, Beschreibung und Beurteilung historischer Bauwerke befassen.

Tagungsbericht

„RURALIA III“ in Maynooth
(Co. Kildare), Irland vom 3.–9.9.1999

Die Tagung „Ruralia“ wurde 1995 ins Leben gerufen, um im Bereich der Mittelalterarchäologie einen europäischen Austausch über Ergebnisse der Wüstungsforschung zu ermöglichen. Sie findet in zweijährigem Turnus statt.

Die erste Zusammenkunft fand 1995 in Prag (Tschechien) statt und beschäftigte sich mit dem Forschungsstand der Wüstungsarchäologie in den Teilnehmerländern. 1997 folgte als Veranstaltungsort Spa (Belgien) mit dem Thema „Social and Economic Aspects of Medieval Rural Settlements“.

1999 schließlich trafen sich 57 Kollegen aus 14 Ländern in Maynooth (Irland), um sich über „Dispersed and Nucleated Medieval Rural Settlement“ auszutauschen.

Wie bereits auch auf den vorherigen Tagungen festzustellen war, macht sich insgesamt die allgemein nicht sehr breite Materialbasis, zumindest vom archäologischen Standpunkt aus, bemerkbar. Hier sind natürlich Unterschiede zwischen den einzelnen Ländern, aber auch solche zwischen verschiedenen Regionen festzustellen. Wüstungsforschung ist in Nordeuropa, auch in den deutschen Küstenregionen, im Allgemeinen in größerem Umfang betrieben worden als im Süden, und es ist in wenigen Fällen sogar möglich, den Versuch einer Chronologie zur Entwicklung dörflicher Strukturen und auch von Haustypen zu wagen, sowohl landesweit als auch regional beschränkt. Voraussetzung hierfür sind jedoch zeitlich und räumlich einheitliche Siedlungsmuster, die in vielen Bereichen schon allein wegen verschiedenartiger Landschaftsprägungen, aber auch aus funktionalen, siedlungsgenetischen und – so z. B. im islamisch besiedelten Bereich – soziostrukturellen Gründen nicht gegeben sind.

Die Bedeutung der Erforschung der zu den Siedlungen gehörenden Feldfluren wurde erst in jüngster Zeit erkannt, hierzu sind noch wenig konkrete Aussagen möglich.

Einige der teilnehmenden Kollegen näherten sich dem Thema von anderer Seite her, so z. B. zieht man in Ungarn demografische Untersuchungen heran, oder Kirchengründungen der Árpádenzeit werden als Maßnahme zur Verhinderung weiterer „Siedlungswanderungen“ interpretiert.

Als Grundlage für die Forschungen zur mittelalterlichen Siedlungsarchäologie wurde in einigen Fällen die Luftbildarchäologie als Quelle herangezogen. Durch ein acht Jahre andauerndes Projekt können in England landesweit drei Zonen unter-

schieden werden: Das Zentrum weist eine hohe Dichte an Siedlungskonzentrationen auf, dagegen kann man in den seitlichen Bereichen gestreute Gehöftanlagen als vorherrschendes Siedlungsbild ausmachen. Schottische Kollegen wiederum erstellten eine Datenbank, die Städte, Dörfer und Streusiedlungen aus verschiedenen Epochen unterschiedlich kartiert; es fällt jedoch auch hier ins Auge, dass die archäologische Grundlagenforschung gerade im Hinblick auf das Tagungsthema durchaus ausbaufähig wäre.

Auch im Gastgeberland ist ein unterschiedlicher Forschungsstand zu vermerken: Der Süden und Westen wurde im Vergleich zu den östlichen Landesteilen besser archäologisch untersucht. Es ist festzustellen, dass es – und darauf wird Wert gelegt – den Normannen nie gelungen ist, ganz Irland zu erobern. Vor 1066 dominierten „ringforts“ und „crannogs“, typisch gälische Wohnplatzformen, die erste umwehrte rechteckige Gehöftanlagen, die zweite künstlich zur Bebauung ausgeschüttete Inseln, wozu die zahlreichen Binnenseen reichlich Gelegenheit gaben. Nach der normannischen Eroberung dominiert in den gälischen Gebieten (im Westen und Norden) nach wie vor die Streusiedlung, während es im Süden und Osten zu Siedlungskonzentrationen kommt. Auch „Motten“ kommen in anglo-normannischer Zeit nach Irland, dann aber – im Gegensatz zu England – immer in etwa 3 km Entfernung von der Siedlung. Diese Form des Wohnplatzes wurde z. T. auch von gälischen Regionalherrschern übernommen, hatte dann aber nicht mehr ihre ursprüngliche Rückzugs-Funktion.

Zwei ganztägige Exkursionen rundeten das Tagungsprogramm ab und erlaubten, die angeeigneten Kenntnisse zur irischen Siedlungsarchäologie in der Anschauung zu vertiefen. Ein „Field-Trip“ führte nach „Hook Head“ im Süden des Landes mit den Denkmälern „Clonmines“ (Stadtwüstung), „Tintern Abbey“ (ehemaliges Zisterzienserkloster), das seine Besitzungen von etwa 3650 Hektar mit einem gut ausgebauten Netz von Grangien überzog, von denen einige als Dörfer bis heute überlebten, und „Temple Town“, wohl, wie der Name sagt, eine ehemalige Ansiedlung der Templer, wovon die Ruinen der wehrhaften Kirche bis heute zeugen.

Die zweite Tour führte ins Landesinnere ins Country Roscommon, einen Bereich Irlands, in dem lokale gälische Herrscher bis ins 17. Jh. anzutreffen waren. Hier waren in Cloonfree und Ogulla befestigte Wohnplätze zu besichtigen, unterwegs konnten einige crannógs beobachtet werden, die Wüstung einer bischöflichen Residenz in Kiltashin, die nur einige Jahre im 13. Jh. existierte, und eine weitere aufgegebene Siedlung in Ardcar. An dieser Tagungsreihe erfreut der internationale

Vergleich, der zu anregenden Diskussionen immer wieder Anstoß gibt, aber auch der „Trost“, dass in vielen Ländern die Probleme der Wüstungsforschung sich ähneln, sei es aufgrund des noch ausbaufähigen Forschungsstandes (der, common sense, zugunsten der Stadtarchäologie geht), sei es aufgrund der fortschreitenden Landschaftsveränderungen, die mit der extensiv betriebenen Landwirtschaft und den damit zusammenhängenden Flurbereinigungen des 20. Jh. einhergehen. Wie ein Paradies erscheint hier das Gastgeberland mit den immensen Weideflächen, dessen letzte Flurreform ins 19. Jh. datiert – die archäologischen Denkmale liegen wie in einem Bilderbuch vor dem staunenden Betrachter! Leider machen wohl in den nächsten Jahrzehnten die Veränderungen von der archäologisch-substanzfreundlichen Weidewirtschaft zur Monokultur diesem Zustand ein Ende: Die EU fordert ihren Tribut!

Die Konferenzbeiträge werden, wie schon in den Jahren zuvor, in einem Tagungsband (*Ruralia III, Conference Ruralia III – Maynooth, 3rd–9th September 1999*, als Supplementband von *Památky Archeologické des Archäologischen Instituts in Prag*, Tschechien) erscheinen.

Dr. Susanne Arnold

*LDA · Archäologische Denkmalpflege
Silberburgstraße 193
70178 Stuttgart*

Ausstellung

Lieber Römer ausgraben als arbeitslos
Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und Archäologie

Eine Ausstellung des Arbeitsamtes Rottweil
und des Landesdenkmalamtes

31. Mai bis 31. August 2000

Arbeitsamt Rottweil

Neckarstraße 102

78628 Rottweil

Montag bis Mittwoch 7.30–16.30 Uhr

Donnerstag 7.30–18 Uhr

Freitag 7.30–12.30 Uhr

Führungen: jeden Mittwoch 15 Uhr

Weitere Informationen: Tel. 0741/17 402–17

Seit den 70er Jahren wurden zunächst vereinzelt, dann immer häufiger Ausgrabungen mit Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen der Arbeitsämter durchgeführt. Eine der ersten derartigen Grabungen erfolgte 1975 im römischen Rottweil. Seit dieser Zeit besteht eine enge Zusammenarbeit

zwischen den Arbeitsämtern und der Archäologischen Denkmalpflege. Durch diese Zusammenarbeit konnten zahlreiche Fundstellen zügig und umfassend ausgegraben und so geplante Bauvorhaben ohne große Zeitverzögerung durchgeführt werden. Für den Bereich Rottweil seien die jahrelangen archäologischen Untersuchungen im römischen und mittelalterlichen Rottweil sowie in der römischen Villa bei Bochingen, Stadt Oberndorf, genannt.

In der Wanderausstellung, die sich an die Besucher eines Berufs-Informations-Zentrums oder eines Arbeitsamtes wendet, wird am Beispiel der Ausgrabung Bochingen gezeigt, wie sinnvoll Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen sein können und welche Aspekte sie beinhalten. Anhand von vier ausgewählten Beispielen aktueller Ausgrabungen im Rottweiler Raum werden neueste Grabungsergebnisse vorgestellt. Auch der Ablauf einer Ausgrabung und die wichtigsten Berufsbilder in der Archäologie werden eindrücklich dargestellt.

Das umfangreiche Begleitprogramm bietet ein spezielles Programm für Schulklassen, eine Vortragsreihe und eine römische Modenschau.

Abbildungsnachweis

G. Beck, Pforzheim: 91, 92, 94, 95;

V. Eidloth, Stuttgart: 96, 97, 99, Abb. 4 u.5, 103, 104 Abb. 16, 107;

R. Hajdu, Stuttgart: Titelbild;

HOS, Wendlingen: 114,115;

H. Maus, Freiburg: 82–86;

W. Stopfel, Freiburg: 89 Abb. 3 u. 4;

Landesgartenschau, Singen/ Fotostudio Ott Albrecht, Singen: 124, 125;

Foto privat: 132;

Stadt Pforzheim, Untere Denkmalschutzbehörde: 93;

Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd: 104 Abb. 14 u. 15;

Stadtarchiv Vaihingen/Enz: 98;

Stadtplanungsamt Ellwangen: 101, 102;

Stadtplanungsamt Esslingen: 99 Abb. 6, 100, 105, 106;

H. W. Böhme, Römische Beamtenkarrieren. *Cursus honorum*. Schr. Limesmuseum Aalen 16 (Stuttgart 1977): 117 Abb. 3;

J.-S. Kühlborn, *Germaniam pacavi – Germanien habe ich befriedigt* (Münster 1995): 119 Abb. 8;

R. Morath, Peter Mayer 1718–1800. *Der Universität Freiburg i.Br. Bürger, Kupferstecher und Maler* (Freiburg 1983): 88 u. 90 (Abb. 261 u. 263);

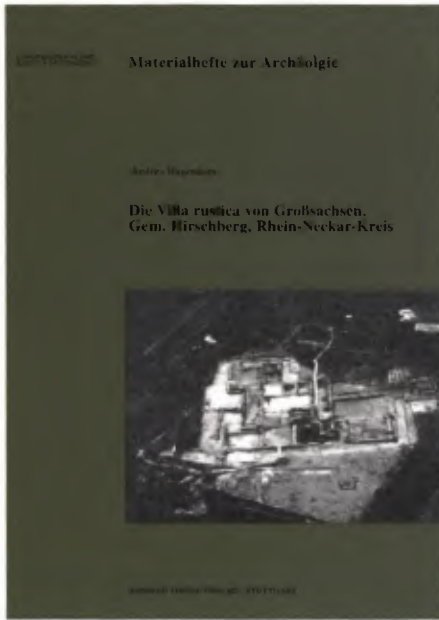
LDA, Freiburg: 109–113, 118, 119 Abb. 6, 120 Abb. 9, 121, 122;

LDA, Karlsruhe: 89 Abb. 2, 130;

LDA, Stuttgart: 127;

LDA Tübingen: 131.

Veröffentlichungen des Landesdenkmalamts Baden-Württemberg



Andrea Hagendorn
**Die Villa rustica von Grobsachsen,
Gem. Hirschberg, Rhein-Neckar-Kreis**
Ein römischer Gutshof
im Spiegel seiner zentralen Gebäude

Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg, Heft 45.
Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1999.
245 Seiten Text mit 79 Abbildungen, 68 Tafeln, 1 Beilage.
Preis: 75.– DM. ISBN 3-8062-1426-3.

Im Zuge von Flurbereinigungsmaßnahmen mussten zwischen 1983 und 1987 die zentralen Gebäude einer schon seit langem bekannten römischen Gutshofanlage in der Rheinebene westlich von Grobsachsen großflächig untersucht werden. Dieser Gutshof lag im Verwaltungsbezirk der Civitas Ulpia Sueborum Nicrensium, ca. 6 km vom Civitashauptort Lopodunum, dem heutigen Ladenburg, entfernt.

Die Anlage – zu Beginn des 2. nachchristlichen Jhs. zunächst in Holz erbaut – wurde mehrfach in Stein umgebaut und nach einem Brand in den 30er Jahren des 3. Jhs. nicht wieder aufgebaut.

Bemerkenswert ist der großzügige Umbau des zentralen Gebäudes am Ende des 2. Jhs., bei dem das Wohngebäude zu einer Porticusvilla mit Eckrisaliten (Türmen) umgestaltet wurde – ein wichtiger Hinweis für das Aufkommen dieses von zahlreichen ländlichen Gutshofanlagen in den nördlichen Reichsprovinzen bekannten Gebäudetyps. Zugleich wurde – der Schaufront vorgelagert – ein überaus repräsentativ mit Säulenkolonnaden ausgestattetes Wasserbecken angelegt – eine der Villenarchitektur des Mittelmeerraumes entlehnte Bauform, die in den nördlichen Reichsprovinzen nur selten bekannt geworden ist. Das zentrale Wohn- und Verwaltungsgebäude des Landgutes wurde also im Verlauf seiner Baugeschichte von Architekturelementen provinzieller und italischer Herkunft geprägt.

Für die viel diskutierte Frage vom Verhältnis von Zentral- zu Teilort und für die Herkunft der Besitzer der Gutshofanlage erbringt die Untersuchung des Fundmaterials zusätzliche Hinweise für eine gänzlich romanisierte Oberschicht; vielleicht würde das Bild – zumindest noch zu Beginn des 2. Jhs. – ganz anders aussehen, wenn auch die Wohn- und Arbeitsbereiche der auf dem Gutshof Beschäftigten bekannt wären.

Die Erhaltung der zentralen Gebäude dieses Gutshofes war unerwartet gut, so dass das Hauptgebäude mit dem durch einen Gang verbundenen Tempel weitgehend erhalten und konserviert werden konnte.



Gabriele Seitz
Rainau-Buch I
Steinbauten im römischen Kastellvicus
von Rainau-Buch (Ostalbkreis)

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Band 57.
Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1999.
288 Seiten Text mit 145 Abbildungen, 52 Tafeln, 1 Beilage. Preis: 108.– DM. ISBN 3-8062-1433-6.

Zwischen 1972 und 1980 mussten in der Limeszone beim Kohortenkastell Buch (Gemeinde Rainau, Ostalbkreis) Rettungsgrabungen durchgeführt werden, die zu den umfangreichsten archäologischen Ausgrabungen jener Jahre im Regierungsbezirk Stuttgart zählten. Dabei wurden ausgedehnte Ausschnitte der Kastellsiedlung mit großen, langrechten Holzbauten, Kellern, Brunnen und Gruben ausgegraben.

Im Zuge dieser Ausgrabungen wurden auch drei Steingebäude im Kastelldorf entdeckt und untersucht, deren Baustrukturen erhalten und konserviert werden konnten. Diese drei römischen Gebäude bilden heute einen wichtigen Anziehungspunkt des „Freilichtmuseums am raetischen Limes“ in Rainau-Buch.

In der vorliegenden ersten Publikation der Ausgrabungen im Kastellvicus Buch werden diese drei Steingebäude veröffentlicht. Durch eine genaue und minutiöse Analyse der Befunde gelingt es der Autorin, die interessante, aber auch recht komplizierte Baugeschichte dieser Steingebäude aufzuzeigen.

Die drei in Stein errichteten Gebäude im Vicus sind im Zusammenhang mit dem Kohortenkastell zu sehen und dürften „militärisch“ genutzt worden sein. Es sind dies das bereits seit 1897 durch die Grabungen der Reichslimeskommission bekannte, nordöstlich von Kastell Buch gelegene Kastellbad, ein wenig davon entfernt liegender, großer und repräsentativer Gebäudekomplex (Gebäude 1) und eine zugehörige, kleine Badeanlage (Gebäude 2).

Das Kastellbad dürfte um die Mitte des 2. Jhs. angelegt worden sein und gehörte zu regelhaft notwendigen Ausstattung jedes Ständlagers. Es besitzt den längst bewährten Grundriss vom „Reihentypus“. Die vierperiodige Anlage wurde bis in die 1. Hälfte des 3. Jhs. mehrfach umgebaut. Das große Gebäude 1 kann gleichfalls als militärisch genutzt angesehen werden. Diskutiert wird hier vor allem eine Nutzung als Wohnung des Kommandanten des Kohortenkastells. Die Bewohner dieses großen Gebäudes dürften auch die Benutzer der Badeanlage (Gebäude 2) gewesen sein.

Ausführlich werden die Funde aus diesen Gebäuden vorgelegt und besprochen, anhand derer sich die Lebensumstände und wirtschaftlichen Verhältnisse der Bewohner dieses römischen Kastellvicus am Limes sich in ihrer Vielfalt eindrücklich erschließen lassen.



Anita Gaubatz
SVMELOCENNA
Geschichte und Topografie des römischen
Rottenburg am Neckar nach den Befunden
und Funden bis 1985

Mit einem Beitrag von Elisabeth Nuber, Die antiken Münzen aus Rottenburg
Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Band 71, Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1999.
Insgesamt 580 Seiten Text mit 239 Abbildungen, zahlreichen Tabellen, 140 Tafeln, 6 Beilagen.
Preis: 180.– DM. ISBN 3-8062-1492-1.

Unter dem heutigen Rottenburg am Neckar liegt die römische Stadt Sumelocenna, einst eine der bedeutendsten römischen Siedlungen Südwestdeutschlands. Erste Fundnachrichten gehen auf das 16. Jh. zurück, die Beobachtungen häufen sich dann im 19. Jh. und zu Beginn des 20. Jhs., aber erst nach 1960 wurden großflächige und ausgedehnte Rettungsgrabungen im antiken Stadtgebiet durchgeführt. Eine wissenschaftliche Gesamtbearbeitung der zahlreichen Beobachtungen wurde seit langem vermisst. Anfang der 80er Jahre konnte diese erste wissenschaftliche Gesamtbearbeitung in das Schwerpunktprogramm für die Denkmalpflege aufgenommen werden.

Die Arbeit gibt den Status quo der Erforschung des römischen Rottenburg bis zum Jahre 1985 wieder. Ziel der Publikation ist die Gesamtbearbeitung der Topografie und Geschichte von Sumelocenna. Im topografischen Teil können fast 300 verschiedene Fundstellen mit Baustrukturen und Funden detailliert verzeichnet werden. Trotz einer oftmals sehr trümmerartigen Überlieferung gelingt es der Autorin, aus diesen zahllosen Mosaiksteinchen ein Bild der städtischen Strukturen zu entwerfen.

Ein eigenes, reich dokumentiertes Kapitel ist dem Fundmaterial gewidmet, das viele Lebensbereiche der antiken Bevölkerung in vielfältigen Aspekten erschließt. In der abschließenden Gesamtbeurteilung werden die vielen Einzelbeobachtungen zusammengefasst und die Geschichte der römischen Stadt Sumelocenna als Verwaltungssitz und Vorort einer großen Gebietskörperschaft im Mittleren Neckarraum im Rahmen der allgemeinen militärischen und zivilen Entwicklung der Provinz Obergermanien beschrieben.

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das **Landesdenkmalamt** ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefasst.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Wirtschaftsministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter, planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschusswesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Verwaltung, Fachbereich IuK, Öffentlichkeitsarbeit:
Mörikestraße 12; Technische Dienste, Inventarisierung: Mörikestraße 20
70178 Stuttgart, Telefon (07 11) 16 94-9, Telefax (07 11) 16 94-513

Dienststelle Stuttgart (zuständig für den Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Abteilungsleitung
Mörikestraße 12
70178 Stuttgart
Telefon (07 11) 16 94-9
Telefax (07 11) 16 94-513

Restaurierung

Mörikestraße 12
70178 Stuttgart
Telefon (07 11) 6 64 93-15
Telefax (07 11) 6 64 93-41

Archäologische Denkmalpflege

Abteilungsleitung
Archäologische Zentralbibliothek
Silberburgstraße 193
70178 Stuttgart
Telefon (07 11) 16 94-700
Telefax (07 11) 16 94-707

Unterwasser-/Pfahlbauarchäologie

Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon (0 77 35) 30 01
Telefax (0 77 35) 16 50

Außenstelle Karlsruhe (zuständig für den Regierungsbezirk Karlsruhe)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Durmshheimer Straße 55
76185 Karlsruhe
Telefon (07 21) 50 08-0
Telefax (07 21) 50 08-100

Archäologische Denkmalpflege

Amalienstraße 36
76133 Karlsruhe
Telefon (07 21) 91 85-4 00
Telefax (07 21) 91 85-4 10

Archäologie des Mittelalters

Durmshheimer Straße 55
76185 Karlsruhe
Telefon (07 21) 50 08-2 05
Telefax (07 21) 50 08-1 00

Außenstelle Freiburg (zuständig für den Regierungsbezirk Freiburg)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau
Telefon (07 61) 7 03 68-0
Telefax (07 61) 7 03 68-44

Archäologische Denkmalpflege

Marienstraße 10 a
79098 Freiburg/Breisgau
Telefon (07 61) 2 07 12-0
Telefax (07 61) 2 07 12-11

Archäologie des Mittelalters

Kirchzartener Straße 25
79117 Freiburg/Breisgau
Telefon (07 61) 6 79 96
Telefax (07 61) 6 79 98

Außenstelle Tübingen (zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Gartenstraße 79
72074 Tübingen
Telefon (0 70 71) 2 00-1
Telefax (0 70 71) 2 00-26 00

Archäologische Denkmalpflege

Alexanderstraße 48
72070 Tübingen
Telefon (0 70 71) 9 13-0
Telefax (0 70 71) 9 13-201